Freiligrath

(Freiligrath)

Beiträge

zur

Biographie Ferdinand Freiligraths

von

Gisberte Freiligrath.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1889.

Beiträge

zur

Biographie Ferdinand Freiligraths.

von

Gisberte Freiligrath.

Minden i. W.
J. C. C. Bruns' Verlag.
1889.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Der Gedanke zu einer Ergänzung der Biographie Ferdinand Freiligraths ist mir schon vor Jahren nahe getreten, als das dazu notwendige Material als Erbe in meine Hände überging. Ließen damals andere, zwingende Verpflichtungen mich nicht zu der Ruhe gelangen, die mir zur aufmerksamen Durchsicht der Papiere erforderlich war, so haben später häufige, nicht zu umgehende Unterbrechungen der Arbeit die Beendigung derselben länger hinausgeschoben, als mir erwünscht war.

Ein nicht durch Umrahmung abgegrenztes Menschenbildniß auf weißer, oder nur andeutend abschattirter Fläche wird, trotz sorgfältiger und gelungener Ausarbeitung der Züge, für den Beschauer etwas Unverständliches Unfaßbares behalten. Erst der richtige Hintergrund, der passende Rahmen lassen die Züge in ihrer Eigenart lebens- und verständnißvoller hervortreten.

So möge es mir gestattet sein, vorerst dem Hintergrunde und dem Rahmen des Jugendbildes des Dichters,

welches vornehmlich den erwähnten Mangel aufweist, eine eingehendere Beachtung zu widmen. Scheint solches überflüssig, so lange das Bild selbst fehlt, so wird, hoffe ich, die Einfügung des Letzteren das vorläufig selbständige Hervortreten der beiden Nebensächlichkeiten begründen.

Düsseldorf, im Juni 1888.

G. L.

Dem Boden, auf welchem ein bedeutender Mensch erwächst, entstammt der Grundton seines Seins.

Freiligrath war nicht nur seiner Geburt nach ein Sohn der roten Erde. Geistig und gemütlich auf's Engste mit der Heimath verwachsen, zog es ihn, nach allen poetischen Abschweifungen, wie nach der persönlichen Entfernung eines halben Lebens, in immer gleicher Stärke zu ihr zurück. In dem romantisch gelegenen Detmold waren es die Ueberlieferungen der Hermannsschlacht, welche die Begeisterungsfähigkeit des phantasiereichen Knaben entzündeten, in dem im eigentlichen Herzen Westfalens gelegenen Soest, dem alten Susat, reifte er seinen Mannesjahren entgegen unter der Einwirkung der sagenhaften, wie der großen historischen Erinnerungen der einst bedeutenden Hansestadt, deren frühere Einwohnerzahl die der späteren Zeit um mehr als das Dreifache überstieg.

Da war die vorübergehende, wenn auch geschichtlich nicht verbürgte, so doch wahrscheinliche Hofhaltung Attilas in Susat, der von dort aus die Bructerer in die Schlacht bei Chalons führte; da erinnert noch jetzt die Höggenstraße an Högni, oder Hagen von Tronje. Und wie sehr der junge Dichter sich in Sage und Geschichte der Heimat ver-

tiefte, zeigen manche seiner auf die alte Stadt bezüglichen Jugendgedichte, deren unstreitig bestes, „das Nöttenthor", unter dem Eindruck der lebhaften Vergegenwärtigung einer Episode des Nibelungenliedes, welche die Sage vor das genannte Thor verlegt, entstand.

Noch heute erhebt sich, als Rückwand der Häuser der kleinen Petristraße und stellenweise über dieselben hinausragend, die altersgraue Mauer, welche die Sage als Ueberbleibsel einer der Burgen Wittekinds bezeichnet.

Auf dem Rathause liegt, eine Erinnerung an die Bedeutsamkeit Soest's auch hinsichtlich seiner Rechtspflege, an eiserner Kette die alte Schrae, das Soester Recht, welches, als das Bedeutendste der drei originalen norddeutschen Stadtrechte von Köln, Dortmund und Soest, die weiteste Verbreitung fand*).

In dem Garten des jetzigen Gesellschaftshauses existirt noch heute der zu mächtigem Baum herangewachsene Weißdorn, unter dem die Vehme ihre Richtersprüche fällte, und die alten, die Stadt umgebenden Wälle mit ihren Festungsresten von Türmen und Gemäuer rufen die Zeit der Soester Fehde zurück, wo neben den Männern Soests auch die Frauen mit todesmutiger Tapferkeit die Stadt gegen den Ansturm der von Erzbischof Dietrich von Köln gedungenen Böhmen verteidigten und vor entsetzlichem Untergang bewahrten.

Und außerhalb der Wälle die weite, wellige, fruchtbare Ebene, nach Süden und Südosten von den bewaldeten Höhenzügen der Haar begrenzt, welche die üppigen Fluren

---

*) Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Soests und der Börde. Vereinsjahr 1883—1884. S. 41.

des Hellwegs von dem rauheren, durchweg gebirgigen Sauerlande scheidet. Auch dort, in Drüggelte, am Saum des Arnsberger Waldes, erhebt sich ein Denkmal ferner Vergangenheit, eine architectonisch merkwürdige, kleine Kapelle, der aus dem elften Jahrhundert, nach früherer Meinung aus der Zeit Karls des Großen stammende, sogenannte Heidentempel. Nach der Haar richtete der Jüngling am häufigsten seine Ausflüge, das wohl kaum je als Mordwaffe benutzte Jagdgewehr, wie die mit geistiger und leiblicher Speise wohlversehene Jagdtasche über der Schulter hängend. Da streifte er — mitunter auch auf des Oheims schönem Reitpferde, doch dann wohl ebenere Wege wählend — stundenlang durch Wald und Gebirg, da lag er lesend, oder sinnend und träumend, den Blick weit über die inmitten der Ebene lagernde Stadt hinaus in die Ferne schweifen lassend, unter einem Baum im Grase, da sang er im ersten Teil seines Gedichts „Am Birkenbaum“, dessen zweiter Teil in so großartig düsterer, in so durchaus westfälisch eigenartiger Färbung sich anschließt:

„Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort, zur Rechten, über'm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!“

Und als, nachdem seine Phantasie jahrelang in weiter Ferne geschweift, er übersättigt den Blick abwendete von den farbenglühenden Bildern südlicher Zonen, denen er fast greifbar plastische Gestalt verliehen, da fühlte er dop-

pelt, wie er mit seinem ganzen Sein in der Heimat wurzelte, da drängte es ihn mächtig zu ihr zurück, und in seinem „Freistuhl zu Dortmund“ durchzog er als Frohnbote das Land, alle mißachtete und übersehene Schönheit Westfalens vor den Richterstuhl der Vehme ladend, damit ihr ihr Recht werde, damit sie unter den deutschen Gauen den ihr gebührenden Ehrenplatz einnehme.

Das Gedicht gipfelt in der bezeichnenden Schlußstrophe:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht*)!
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht.
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

In dem kleinen, „Steingraben“ genannten Stadtteil Soests, welcher fast nur aus Gartenwohnungen besteht, lag das alte, dem Bruder meiner Mutter, Moritz Schwollmann, gehörige Haus, welches mein Vater, Wilhelm Freiligrath, bei seiner Uebersiedelung von Detmold mit seiner Familie bezog.

Es war ein eigentümliches Gebäude, teilweise modern, teilweise recht altertümlich, dessen Front mit dem der Seite des Hauses sich anschließenden, doch weit über die Tiefe desselben hinausgehenden großen Garten, die ganze Länge eines der vielverschlungenen Pfade des

*) Die Frohnen waren nicht Boten im neueren Sinne, sondern mit richterlicher Gewalt betraute Männer, mit dem Schimmer ehrfurchtgebietender Macht bekleidet. Dr. F. W. Barthold: „Soest, die Stadt der Engern“ S. 88.

alten Steingrabens einnahm. Durch die dunkelgrüne Hausthür, welche ein wenig zurücktrat, um zwei zu ihr hinaufführenden Steinstufen Platz zu machen, betrat man einen ziemlich langen und entsprechend breiten, mit Steinfliesen belegten Flur, der, außergewöhnlich hoch, einen etwas düsteren Eindruck machte. Rechts befanden sich zwei fast zu ebner Erde gelegene Räume, geradeaus die zum oberen Stock führende breite, doch etwas steile Treppe, links nur eine Thür, durch welche man zu einem um weitere fünf Stufen erhöhten Parterre gelangte, welches die hauptsächlichsten der von meinen Eltern bewohnten Räume enthielt und dessen drei nach der Straße hinaus gelegene Wohnzimmer eine einfache, doch behagliche Einrichtung enthielten. Einen besonders freundlichen, wohnlichen Eindruck gewährte das vordere in dunkelgrünem Oelanstrich, dessen Wände mit schwarz eingerahmten Bildern — darunter einige wertvolle Kupferstiche — geschmückt waren. In der tiefen Nische des einzigen Fensters, an welchem immer einige Blumen blühten, standen Sessel und Nähtisch meiner Mutter, an der Wand gegenüber Sopha und Sophatisch, links von der Thür das Klavier. Dann folgten in gerader Reihe Speisezimmer und Saal. Die Schlafzimmer befanden sich auf der Rückseite des Hauses.

Die obere, nicht ganz ausgebaute Etage enthielt außer einem abgeschlossenen Speicher nur fünf Zimmer, deren zwei, mit hübschem Ausblick in die Nachbargärten, von meinem Bruder Ferdinand bewohnt wurden und auch später für ihn eingerichtet blieben, so daß er bei seinen häufigen Besuchen in Soest sein vollständiges altes Heim wiederfand.

Der dem Hause sich anschließende Hof wurde auf der entgegengesetzten Seite von einer kleinen Scheuer begrenzt, in der sich Wagenremise und Pferdeställe nebst der Schlafstelle des Schwollmann'schen Kutschers befanden und auf deren Speicher immer ein köstlich duftender Heuvorrat aufgestapelt lag.

Auf der linken Seite des Hofes befand sich in niedriger, weißgetünchter Mauer der Eingang zum Gemüse- und Blumengarten, dem sich rechts, durch ein weißes, einige Zugänge freilassendes Stacket von demselben getrennt und sich in die Länge des Hauptgartens teilend, Bosket und Baumgarten anschlossen, in deren Mitte sich, die Front dem Vordergarten zuwendend, das achteckig runde Gartenhaus erhob, dessen Kuppeldach eine auf schlankem Stift schwebende, goldig glänzende Kugel zierte.

Ein traulicherer Garten, mit lauschigeren Plätzen, mit saftigerem Grün und schmetternderem Vogelsang, in dessen geschützter Lage Alles früher reifte, Alles herrlicher gedieh, als anderswo, läßt sich nicht denken. Auch die jetzigen Besitzer haben das erkannt und gewürdigt, denn abgesehen von unwesentlichen Kleinigkeiten ist der Garten unverändert geblieben, während das Haus durch mancherlei Verbesserungen, namentlich durch den Ausbau der oberen Etage, nicht so vollständig wie der Garten ein Versenken in die Vergangenheit gestattet. Die Zimmer meines Bruders existiren jedoch noch, wenn auch, da der Eingang verlegt ist, in etwas anderer Form, und an der Wand, von welcher ihm, wenn er an seinem Arbeitstisch saß, die Pastellbilder seiner Großeltern mütterlicherseits entgegenblickten, — würdige, ansprechende Gesichter, Er in Puderrollen,

Zopf und Schleife, Sie auch gepudert, in anschließendem Häubchen und klarem Umstecktuch — hängt jetzt sein eigenes Bild.

Meine Mutter war die älteste Tochter des Pfarrers Schwollmann zu Aplerbeck bei Dortmund. Der Name hat ursprünglich wohl etwas anders geklungen, da die Familie aus Dänemark stammt. Das große Kirchdorf war damals noch nicht berührt von dem unruhigen Treiben der Industrie; Puddlingswerke und Eisenhämmer störten mit ihren dampfenden Schloten, ihrem dröhnenden Geräusch noch nicht die ländliche Stille; der herrliche Wald, jetzt bis auf einzelne Ueberreste verschwunden, trat von einer Seite nahe an das Dorf heran, während an der anderen üppige Felder und Wiesen, von kleinen Bächen durchströmt, sich ausbreiteten. Die ganze Poesie des ländlichen Pfarrhauses, des Land- und Waldlebens hat damals die jungen Gemüter — der Kinder waren drei — in einer Weise erfüllt, daß sie ihnen durch alle Wirrsale des Lebens in ursprünglicher Frische erhalten blieb, bis zu ihrem Ende.

Das Glück aber währte nicht lange. Mein Großvater starb, als Wilhelmine, meine Mutter, kaum fünfzehn Jahre alt war. Die Wittwe mußte nach einem Jahr die Pfarre, auf der sie geboren, denn vor ihrem Gatten hatte ihr Vater dieselbe inne gehabt, verlassen und bezog mit dem jüngsten Töchterchen, Karoline, eine bescheidene Wohnung im heimatlichen Dorf. Der einzige Sohn, Moritz, sollte das Soester Gymnasium besuchen und fand dort zu dem

Zweck Aufnahme in der Familie des Bruders seines Vaters, eines begüterten Kaufmanns, meine Mutter wurde von einem Iserlohner Verwandten nach dem Haag gebracht, wo eine Schwester meiner Großmutter an den Besitzer eines großen, damals wohl des ersten Gasthofs verheiratet war. Dieselbe hatte keine Tochter und bot der verwittweten Schwester an, die Minna, wie sie kurzweg genannt wurde, als solche bei sich aufzunehmen. So ward ein glückliches Familienleben jäh zerrissen.

Eine achttägige Reise im Postwagen, dann die große Stadt, die fremden Menschen, die fremde Sprache — wie mag das Kind vom Lande sich zu seinen Lieben, zu Wald und Wiese, zu den alten Verhältnissen zurückgesehnt haben! Gewiß viel mehr, als es in den schlichten Erzählungen der alternden Frau zu Tage trat, denn sie liebte es nie, sich zu einer besonderen Heldin ihrer Mitteilungen zu machen. Dennoch schloß sie sich bald mit herzlicher Zuneigung der ernsten aber liebevollen und verständigen Tante an, die ihre Zeit in passender Weise ausfüllte, ihr Unterricht, namentlich im Holländischen und Französischen, geben ließ und ihr nach und nach die Aufsicht über die großen, prächtig gefüllten Wäscheschränke übertrug, welche in tadelloser Ordnung zu halten dem jungen Mädchen große Freude gewährte. Spaziergänge auf den schönen Promenaden, Ausflüge nach dem „Busch" und Scheveningen unterbrachen die täglichen Beschäftigungen. Dem Gasthofsleben blieben die Frauen fern. An jedem Sonnabend kam, allein oder mit seiner Frau, um über den Sonntag zu bleiben, der einzige Sohn des Hauses, welcher als Jurist in einer kleineren Nachbarstadt lebte. Er versorgte die Cousine mit passenden Büchern,

las auch gelegentlich mit ihr und behandelte sie überhaupt wie eine liebe, jüngere Schwester.

So hineingewachsen in die neuen Verhältnisse, geistig und körperlich längst acclimatisirt, doch mit unveränderter, warmer Liebe den fernen Ihrigen zugethan, wurde sie nach vier Jahren in die Heimat an das Sterbebett der Mutter gerufen. — Ein flüchtiger Abschied, nicht auf bestimmte, doch voraussichtlich nur auf kurze Zeit und wiederum eine achttägige Reise in der beständigen Herzensangst, die über Alles Geliebte nicht mehr lebend zu treffen. Doch war es ihr noch vergönnt, der Scheidenden die letzten, schweren Stunden durch ihre Anwesenheit zu erleichtern — wenige Tage nach ihrer Heimkehr standen die drei Geschwister — auch Moritz war mit dem Onkel von Soest herübergekommen — an dem Sarge auch der Mutter.

Als man die Hingeschiedene auf dem stillen, ländlichen Kirchhof zur Seite des Gatten bestattet hatte, begleitete meine Mutter den Onkel und die beiden Geschwister, von denen sie sich nicht im ersten, herbsten Schmerz trennen mochte, nach Soest.

Die Soester Familie bestand aus dem Ehepaar Schwollmann — die Frau klein, zart, herzgewinnend gütig, doch schon damals häufig kränkelnd — und drei erwachsenen Kindern, deren jüngstes, die einzige Tochter, um ein Jahr älter als meine Mutter war. Es wurde als selbstverständlich angesehen, daß Karoline Aufnahme in der Familie des Bruders ihres Vaters fand, aber auch meine Mutter beredete man mit einer Herzensgüte, die damals wohl nur das Nächstliegende ins Auge faßte, zu bleiben, die Geschwister nicht zu verlassen. Auch

die kleine Karoline bestürmte sie mit Bitten. Das Kind fühlte sich in der fremden Umgebung doppelt verwaist, schloß sich mit doppelter Innigkeit der so lange entbehrten Schwester an und wohl namentlich ihretwegen war es, daß meine Mutter endlich einwilligte. Einen schweren Kampf aber hat es sie gekostet. Pflicht, Dankbarkeit und herzliche Liebe riefen sie nach dem Haag zurück, wo die Tante als zweite Mutter und ein gütiger Onkel ihr eine zweite Heimat geschaffen, wo die Erstere mit oft brieflich ausgesprochener Sehnsucht ihrer Heimkehr harrte, Pflicht und herzliche Liebe auch hielten sie bei den mit ihr verwaisten Geschwistern fest. Sie meinte, der jüngeren Schwester einigermaßen die Liebe der verlorenen Mutter ersetzen zu müssen, sah sie fast als ein Vermächtniß derselben an. So wählte sie — soweit der kaum Zwanzigjährigen dem freundlichen Gutachten des Oheims und Vormundes gegenüber überhaupt eine freie Wahl zustand — von den beiden so naheliegenden Pflichten, die für sie selbst in mancher Hinsicht schwerste, sie blieb.

Kurze Zeit darauf machte Onkel Moritz als siebenzehnjähriger Freiwilliger die Befreiungskriege mit. Zusammen zitterten die Schwestern für sein Leben, zusammen durchlebten sie lange, bange Zeiten der Ungewißheit, lasen zusammen die seltenen Briefe, die immer neue Siege und sein Wohlergehen verkündeten, schlossen jubelnd ihn zusammen in die Arme, als er zurückkehrte, trotz seiner Jugend ein gereifter Mann.

Nicht lange nachher wird es gewesen sein, als ein zu dem Schwollmann'schen Hause in Beziehungen stehender Lehrer, Gallhof, den Lehrer Wilhelm Freiligrath aus Det-

mold dort einführte. Derselbe kam von da ab häufiger nach Soest. Meine Mutter soll damals sehr schön gewesen sein. Doch nicht das allein war es, was ihn fesselte. Ihr stilles, häusliches Walten, ihr lieblicher Ernst, ihr treues Auge ließen ihn in ihr eine erwünschte zweite Lebensgefährtin, für seinen kleinen Sohn die passende zweite Mutter voraussetzen. Er gewann ihre Liebe und hat sich nicht in ihr getäuscht, ihr aber hat diese Ehe nach nur kurzer glücklicher Dauer in ihren Folgen für Andere tausendfältigen Kummer und inneren Zwiespalt gebracht.

Am 8. April 1819 wurde sie die Gattin Wilhelm, die Stiefmutter Ferdinand Freiligraths.

Kurz nach seiner Verlobung, wohl im Herbst 1818, brachte mein Vater seinen kleinen Sohn nach Soest, um ihn seiner zukünftigen Mutter zuzuführen. Mit herzlicher Liebe umfing dieselbe den aufgeweckten Knaben mit dem schwarzen, lockigen Haar, dem dunkeln, bann tiefernsten, dann heiter strahlenden Blick und treu und aufopfernd ist sie ihren übernommenen Pflichten nachgekommen, bis er ihrer Fürsorge nicht mehr bedurfte. Nach ihrer Verheiratung folgte ihre Schwester Karoline dem jungen Ehepaar sehr bald nach Detmold und lebte von jener Zeit an abwechselnd dort und in Soest.

In den früheren, allerdings sehr oberflächlichen und vielfach unrichtigen Biographien meines Bruders ist von seiner Kindheit, von der zweiten Heirat des Vaters gar nicht, oder nur sehr obenhin die Rede. Es heißt gewöhnlich, seine Kindheit sei eine sehr einsame gewesen und die

Heirat wird nur kurz als eine Thatsache erwähnt. Hin und wieder, ich kann aber nicht mehr sagen in welchem Werk oder biographischen Artikel, machte es auch den Eindruck, als sei diese zweite Heirat des Vaters nicht erwünscht für den zukünftigen Dichter gewesen, als sei er dadurch in seiner nicht würdige Verhältnisse geraten. Dennoch war das gerade Gegenteil der Fall. Still, wenn auch oft und nachhaltig tief schmerzlich berührt, haben edle Menschen, die jetzt nicht mehr sind, mit nicht gewöhnlicher Geisteskraft sich darüber zu erheben gewußt. Dr. Buchner ist der Erste, der die Kindheit und Jugend Freiligraths einigermaßen richtig dargestellt hat, doch war es für ihn, den den Verhältnissen und Persönlichkeiten so gänzlich Fernstehenden, wohl nicht gut möglich, die Letzteren in ihrer vollen Eigenart vor dem Leser erstehen zu lassen, wie auch die Anlage seines Werkes einen größeren Raum für die früheren Beziehungen des Dichters kaum gestattete.

Karoline Schwollmann also trat mit der zweiten Mutter zugleich in meines Bruders Leben. Sie war keine Schönheit, hatte aber regelmäßige, gewinnende Züge, einen hohen, schlanken Wuchs, schöne, frische Farben und gescheut und freundlich blickende, graue Augen. Sie war damals achtzehn Jahre, soll noch etwas durchaus Kindliches gehabt haben, war heiteren Temperaments, lebhaften Geistes und von großer, selbstloser Herzensgüte. Es ging ein wirklich genialer Zug durch ihre Natur, der auch in ihrem späteren Leben noch oft hervortrat. Sie war sehr musikalisch, und da die Soester Verwandten das erkannt, hatten sie ihr den möglichst besten Unterricht geben lassen. Sie spielte und sang sehr hübsch. So war sie eine passende Gefährtin

für den über seine Jahre reifen Knaben, der in ihr eine Freundin, eine Vertraute fand, welche ihn zu manchen seiner ersten Gedichtchen begeisterte, von denen mir noch unlängst eins in die Hände fiel. Sie muß damals in Soest gewesen sein, denn die wenigen Strophen sprechen Sehnsucht nach ihr aus, sagen, daß er im Traum ihre „herrliche Gestalt" gesehen, daß er, während sie ihm entgegenlachte, erwacht und sie verschwunden sei. Ein Brief an sie nach Soest ist besonders hübsch. Onkel Moritz war nach Detmold gekommen, die Schwester zu besuchen und hatte dem Neffen eine Uhr mitgebracht. Letzterer wird von seinen Spielen hereingerufen und findet die Uhr auf dem Klavier. „Ich bin vor Freude ganz toll," schreibt er. Seine Freude wird noch erhöht durch die Botschaft von Karoline, daß sie ihm eine Kette dazu arbeiten werde.

Die Geburtstage der Eltern, namentlich der zweiten Mutter, die Geburten der kleinen Geschwister, alles gab ihm Anlaß zu gereimten, oft rührend innigen, oft recht schalkhaften Glückwünschen, zu gereimten Aeußerungen seiner Freude. Gewiß offenbart sich in keiner dieser früheren Gelegenheitsreimereien in auffälliger Weise der spätere Dichter, jedoch meine ich, daß, wenn ein außergewöhnlich begabtes, phantasiereiches Kind einem unwiderstehlichen Drang, seine Gefühle in Reimen zu äußern, folgt, man wohl den zukünftigen Poeten in ihm voraussetzen kann.

Ich lasse hier zwei dieser gereimten Glückwünsche nebst einem Briefchen vom Dezember 1818 an die zukünftige Mutter folgen, welches Letztere nach den kleinen von Dr. Buchner veröffentlichten Zuschriften an die Großmutter

vom März desselben Jahres einen bedeutenden Fortschritt im fließenden Denken und Schreiben bekundet.

Detmold, am 17. Dcbr. 1818.

Liebe Mutter!

Da geht nun morgen der liebe Vater zu Ihnen. Ich wäre gern mitgefahren, aber der Doctor meint es sey besser, daß ich hier blibe. Weil das nun so ist, so will ich Ihnen doch in einigen Worten sagen, daß ich Sie recht lieb habe und Sie bitten, daß Sie mich auch lieben wollen, ich werde Ihnen dann auch immer und immer Freude machen. —

Ich bin Ihr

lieber Ferdinand.

Dort seh ich das Frühroth schon schimmern!
Den Sternen erlöscht schon ihr Flimmern!
Drum hurtig zur liebenden Mutter nur hin,
Bei des jungen Tages erstem Beginn.

Denn heute vor 28 Jahr
Sie noch ein Wickelkindchen war.
Nun ist sie schon groß und hat obendrein
Schon ein großes und kleines Söhnelein.

Wir beiden versprechen Dir diesen Morgen
Dir nie zu machen unnöthige Sorgen.
Gott gebe, daß Dir noch oft erscheint
Dieser frohe Tag, und wir bleiben vereint.

Ferdinand und Carl.

den 11. Januar 1821.

Der kleine Carl an seinen
lieben Vater
zum
Geburtstage
1821.

Dieweil ich noch nicht sprechen kann
Und Dir meine Wünsche sagen kann,
So hat sich Nennen hingesetzt
Und mir dies Briefchen aufgesetzt.
So will ich Dir wünschen zum erstenmal,
Daß Du und Mama — kurz wir allzumal
Heut über's Jahr zusammen seyn
Und uns alle recht tüchtig freun
Dann wünsch ich Dir auch recht viel Plesier
Und dergleichen mehr — und nun weiß ich nichts mehr.
und
bleibe
Dein Dich liebender Carl.
Eigenhändig unterschrieben
Carl Freiligrath.
Detmold, den 18. December 1821.

Diese Geburtstagswünsche sind wahrscheinlich die ersten Reimversuche, die er niedergeschrieben. Der an die Mutter ist einer kleinen, ganz hübsch gelungenen Fruchtzeichnung angefügt.

In Soest vollzogen sich während der ersten sechs oder sieben Jahre der Ehe meiner Eltern bedeutende Veränderungen. Das alte Ehepaar Schwollmann starb zu Anfang und Mitte der zwanziger Jahre. Grundbesitz und

Vermögen wurden zwischen den Kindern geteilt. Der ältere Sohn schied aus dem Geschäft, der jüngere war kränklich und wurde bald unfähig, demselben vorzustehen. Er starb, ebenfalls in den zwanziger Jahren, in Amsterdam. So war mein Onkel Moritz schon längere Zeit der eigentliche Chef des großen, vielseitigen Geschäfts ehe er es in Wirklichkeit wurde, indem er die einzige Tochter des Hauses, seine Cousine Louise Schwollmann, heiratete.

Onkel Moritz, bei dem später mehr und mehr eine philosophische Lebensanschauung Platz griff, war in jüngeren Jahren durch und durch Idealist. Er hatte bedeutende geistige Anlagen, die aber in seiner Jugend der richtigen Leitung und Entfaltung ermangelten. Sein Wissensdrang hatte ihm eine vielseitige Bildung verschafft, doch war er, den früheren Besuch des Gymnasiums abgerechnet, auf dem er es vielleicht bis zur Secunda gebracht, durchaus Autodidact. Gern hätte er einen anderen Lebensweg gewählt, gern studirt. Wollte doch die Aplerbecker Gemeinde in ihrer Verehrung für meinen Großvater, in der Liebe zu seiner Familie, sich ohne angestellten Pfarrer nur mit einer jahrelangen Vertretung behelfen, um die Stelle für den Sohn aufzubewahren, falls er studiren wolle. Zum Theologen hätte nun Onkel Moritz, seiner späteren geistigen Entwickelung nach, sich nicht geeignet, dennoch hatte er, namentlich in seinem Alter, nachdem er durch manche Kämpfe zu verhältnißmäßiger innerer Ruhe und Klärung gelangt war, sehr das Aeußere eines solchen. Mit dem schwarzen Sammetkäppchen auf dem silbergrauen Haar, dem freundlichen, gütigen Blick des klugen braunen Auges, dem wohlwollenden Lächeln des äußerst fein

geschnittenen, charakteristischen Mundes, machte er den Eindruck eines der Ausgezeichnetsten dieses Berufs. Er war noch in seinem spätesten Alter ein schöner, Fremden gegenüber wohl etwas zurückhaltender, aber immer herzgewinnender Greis.

Die Soester Verwandten hielten also ein Studium für den jungen Mann, dessen kleines Kapital durchaus dazu hingereicht hätte, nicht notwendig. Er konnte ja, meinten sie, später in ihrem Geschäft eine lohnende Stellung erhalten, sich vorläufig hineinarbeiten und nützlich machen, und zu einer Zeit, wo er selbständig seine Pläne hätte fassen können, wo es immerhin, wenn auch spät, doch noch Zeit gewesen wäre, dieselben auszuführen, war er bei der Kränklichkeit des Prinzipals dem Geschäft als Leiter so notwendig, daß eine Berücksichtigung seiner eigenen Neigungen und Wünsche wie ein Unrecht auf ihm gelastet haben würde.

Selbst so in eine Bahn geraten, die nichts weniger als seine freie Wahl war, verstand wohl Niemand besser, als er, welch ein Mißgriff es von meinem Vater war, oder schien, seinen Sohn Ferdinand für den Kaufmannstand zu bestimmen. Seine, wie seiner Schwestern Vorstellungen und Bitten fruchteten jedoch nichts diesem eisernen Entschluß gegenüber, selbst dann nicht, als Onkel Moritz, damals noch nicht Chef des Hauses und nichts sein eigen nennend, als das oben genannte kleine Kapital, dasselbe meinem Vater zur Bestreitung von Ferdinands Studium anbot und dieses Anerbieten wiederholte, als nach einiger Zeit der Hauptanlaß zu des Vaters Wunsch fortfiel, indem der als Kaufmann in Schottland lebende, unverheiratete

Bruder seiner ersten Frau, der den Ferdinand zu adoptieren gedachte, falls er sich dem Kaufmannstande widmen wolle, durch einen Bankerott mittellos wurde und, ohne sich noch von dem Schlage aufgerafft zu haben, in Brüssel starb.

Im Juni 1825, nachdem er zuvor noch seinen fünfzehnten Geburtstag im Elternhause gefeiert, trat Freiligrath als Lehrling in das Schwollmannsche Geschäft zu Soest.

Mein Vater war, nach Berichten verschiedener Persönlichkeiten, ein liebenswürdiger, gescheuter Mann, der in seiner geistigen Veranlagung über seiner Stellung stand. Er war ein streng rechtlicher, ehrenhafter Charakter, gemütvoll, und ein angenehmer, heiterer Gesellschafter.

Ein Beweis, daß ihm eine anmutende, nicht nur wirtschaftlich gut geführte, sondern auch geistig belebte Häuslichkeit Bedürfnis war, liegt schon in der Wahl seiner beiden Gattinnen, und daß sie ihm folgten, beweist wieder, daß seine Ansprüche nicht unberechtigt waren. Ferdinands Mutter muß eine vortreffliche Frau gewesen sein, und ein Heft mit Zeichnungen und kleinen Blumenmalereien in Wasserfarben von ihrer Hand, welches meine Mutter jahrelang sorgfältig aufbewahrt hat, um es später dem Sohn zu übergeben, deutet auf künstlerische Neigungen. Meine und meiner drei Geschwister Mutter hatte nach vorläufigem Besuch der Schule ihren weiteren Studien unter der Leitung und Aufsicht ihres Vaters obgelegen — mein Großvater war Theologe und Philologe und in letzterer Eigenschaft, bevor er die Pfarre in Aplerbeck antrat, am Soester Gymnasium angestellt — wie dann der spätere, mehrjährige

Aufenthalt in einer Residenz des Auslandes, ihr häufiges Verweilen am Strande der Nordsee ihren Gesichtskreis in damals noch seltener Weise erweiterten.

Daß der bedeutende Unterschied zwischen Befähigung und Beruf bei meinem Vater eine Unzufriedenheit weckte, welche sich nach und nach steigerte, war natürlich, und daß, bei dem sehr kleinen Gehalt, die Arbeit auch über die nicht von den Schulpflichten in Anspruch genommene Zeit ausgedehnt werden mußte, um für eine sich vergrößernde Familie die Existenzmittel herbeizuschaffen, konnte den auf Geist und Gemüt lastenden Druck nur verschlimmern. Auch seine Gesundheit litt darunter. Bei seinen Besuchen in Soest hatte er, der den ganzen Tag sich abmühen mußte, ohne es doch zu einer sorgenfreien Behaglichkeit, mindestens im Hinblick auf die Zukunft bringen zu können, Gelegenheit, die Leichtigkeit des Lebens, welche dort neben tüchtigem Arbeiten und Schaffen herrschte, schätzen zu lernen. Dort fand die Arbeit ihren entsprechenden Lohn, der nicht nur für den täglichen Bedarf ausreichte, — bei ihm nicht. Als er dann bei einer erhofften Beförderung in, wie er meinte, für ihn verletzender Weise übergangen wurde, brach sich der vielleicht schon lange im stillen gehegte Wunsch eines Berufswechsels unabweislich Bahn.

Die Eröffnung seiner Absicht, der ja eine gewisse Berechtigung zuerkannt werden mußte, erregte dennoch bei der Familie vorerst Bestürzung. Namentlich meiner Mutter bereiteten die Pläne des Gatten, der als Mitarbeiter und Teilnehmer in das Schwollmannsche Geschäft zu treten wünschte, aus verschiedenen Gründen große Sorge, so daß sie ihn wiederholt und eindringlich bat, darauf zu verzichten,

indem ja eine spätere Beförderung in seinem Beruf nicht ausgeschlossen sei. Da aber er selbst nicht anders zu können, den Wechsel als entschiedene Notwendigkeit zu empfinden meinte, kam ihm sein Schwager, aus seiner vorläufigen Zurückhaltung heraustretend, in brüderlichster Weise entgegen.

Im Frühjahr 1827 verließen meine Eltern Detmold, wo meinem Vater beim Abschied noch unzählige Beweise von Liebe und Verehrung zuteil wurden, und bezogen in Soest das Haus im Steingraben, welches ihnen Onkel Moritz zur Wohnung überwies. Ob er es zu diesem Zweck gekauft hatte, weiß ich nicht sicher; jedenfalls war es erst kurze Zeit in seinem Besitz.

Es war eine natürliche Folge dieser Uebersiedelung, daß der junge Freiligrath wieder im Elternhause wohnte — wo die beiden früher erwähnten Zimmer für ihn eingerichtet wurden — und nur die Geschäftsstunden im Schwollmannschen Hause zubrachte. In dem letzteren aber noch, also wahrscheinlich im Jahre sechs und zwanzig, muß, nach der darin gezeichneten Örtlichkeit, ein zwar nicht bedeutendes, aber doch hübsches und stimmungsvolles Gedicht, entstanden sein, aus welchem vor mehreren Jahren, gerade um die Zeit, als es mir unter alten Papieren in die Hände gefallen war, die „Tägliche Rundschau" zu meiner Überraschung zwei Strophen brachte, denen, so weit ich mich entsinne, eine Bemerkung des Einsenders beigefügt war, etwa des Inhalts, daß dieselben zu einem sonst unbekannten und unauffindbaren Gedicht Freiligraths gehörten.

Ich lasse dasselbe hier vollständig folgen:

Wie sie ruht! — Hoch auf den Thürmen
Blinzelt schläfrig jeder Knauf;
Träumend, ungeweckt von Stürmen
Nicken selbst die Hähne drauf.

Und die Häuser stehn mit dunkeln
Fensteraugen schlummernd drunter;
Aber dorten seh' ich funkeln
Einen Leuchter, wach und munter.

Prangend steht der grüne Leuchter
Drüben vor des Nachbars Haus;
Hundert schlanke Kerzen reicht er
In die helle Nacht hinaus;

Trägt sie auf dem grünen Haupte
Und auf seines Kleides Saum,
Ist der alte, dichtbelaubte,
Blühende Kastanienbaum.

Opfernd reicht er, nimmermüde,
Seine Blüthen himmelwärts;
Jede Blüthenpyramide
Eine weiße Räucherkerz'.

Und sein Odem wallt wie fremde
Würzen durch die Luft, die laue,
Haucht mich an, der ich im Hemde
Aus dem off'nen Fenster schaue.

Hinter mir das dumpfe Zimmer,
Und der Lampe trüber Schein!
Vor mir lichter Mondenschimmer
Und entschlaf'ne Häuserreih'n.

Gärten, Nachtigallenlieder,
Käfersummen, Blüthenpracht —
Ach, wie giebt mein Reim dich wieder,
Wundervolle Maiennacht!

Die Szenerie läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Verse in seinem, im zweiten Stock gelegenen Schlafzimmer der alten Rose*) entstanden sind.

Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals nicht, wie jetzt, wo Eisenbahnen und Telegraphen die Entfernungen zwischen See und Binnenland aufgehoben, in dem An- und Verkauf von Waaren, welche der vermittelnde Kaufmann nur in seltenen Fällen selbst zu Gesicht bekommt, sondern auf einem großen, durch Fortführung und Ergänzung immer in Bewegung gehaltenen Lager mit eigenem Gelde gekaufter und auf eigene Gefahr vorrätig gehaltener Waaren. Ein solches Geschäft und nebenbei ein außerordentlich vielseitiges, war das Schwollmannsche. Groß- und Kleinhandel griffen in einer den damaligen dortigen Verhältnissen entsprechenden Weise in einander. Durch rege Verbindungen mit Hamburg, Bremen und Amsterdam versorgte es die kleineren Geschäfte Soests und der Umgegend, die der Städte, Flecken und Dörfer des Sauerlandes, der Haar u. s. w. mit ihrem bedeutenden Bedarf an Kolonialwaaren. Im Detailgeschäft hingegen konnten der Groß- und Kleinbauer wie der Köthner den Bedarf für ihren Haushalt gegen das Produkt ihres Winterfleißes, gröber oder feiner gesponnenes Garn, eintauschen. Auf allen Bauernhöfen, großen wie kleinen, wurde Flachs gebaut, und Frauen, Töchter und Mägde hatten im Winter

*) Benennung des Schwollmannschen Hauses, welche sich auch auf den Platz übertrug, an dem es lag.

ihre tägliche Aufgabe am Spinnrade zu liefern. Wohl ließ auch namentlich der Großbauer einen Teil dieses Garns selbst zu Haushaltungszwecken verweben, doch waren ganze Räume des Schwollmannschen Lagerhauses mit Garn gefüllt, von dem das gröbste grau verwebt, das feinere und feinste im Frühjahr zur Bleiche, nach einer der großen Garnbleichereien Westfalens geschickt wurde, um im Herbst, wenn es in blendender Weiße zurückkehrte, dem großen Vorrat beigefügt zu werden, der die Existenz aller Weber Soests sicherte. Und ihrer waren nicht wenige. Ging man zu jener Zeit über die zu Spaziergängen umgestalteten, teils mit Linden, teils mit Pappeln bepflanzten Soester Wälle, so schallte aus einer Menge der unten, an der Stadtseite befindlichen kleinen Häuser das rhythmische Gerassel der Webstühle herauf, an denen für „Schwollmann" grobes, graues Sackleinen, feines, weißes Leinen, Drell und gröberes und feines „Gebild", wie man es damals nannte — Tischtücher, Servietten und Handtücher — gearbeitet wurde, welches dann aus dem Schwollmannschen Geschäft in größeren und kleineren Ballen seinen Weg in weiteren Geschäftsbetrieb oder in Privathäuser nahm.

Auch eine Zwirnfabrik war aus diesem Geschäftszweige hervorgegangen, die jedoch nur noch kurze Zeit nach der Uebersiedelung meiner Eltern bestand, vielleicht, da sie nur Nebensache war, überhaupt nicht lange bestanden hat, und in der einige Frauen und Mädchen beschäftigt wurden. Mir ist dieselbe eine interessante Kindheitserinnerung. Sie befand sich damals in den beiden rechts vom Flur gelegenen, hohen Räumen des Steingrabenhauses, welche später unbe-

nutzt standen. Es war uns untersagt, ohne Erlaubnis und ohne Begleitung hineinzugehen, und höchstens ein= oder zweimal mag ich die Zimmer betreten haben. Mit kindlichem Entzücken aber habe ich dann den christbaumförmigen, von der Erde bis fast zur Decke reichenden Apparat betrachtet, dessen Spindeln, Spulen und Spülchen, wie Kerzen aufrecht stehende Röllchen und Knäuel sich in rasender Geschwindigkeit drehten.

Später wurde auch eine Essigfabrik eingerichtet, die lange Jahre bestanden hat.

Vergangene Zeiten! Die Welt ist eine andere geworden. Die alte Rose ist käuflich in andere Hände übergegangen, hat nicht ihre alte Form, wohl aber ihr interessantes, altes Kleid abgelegt und dadurch ihre ganze Originalität eingebüßt. Auch ihren Namen rechtfertigt sie nicht mehr, da die schwarzen Rosetten übertüncht worden sind, welche die weißen, durch schwarze Balken getrennten Felder des aus Fachwerk aufgebauten, vielstöckigen Hauses zierten*). Der einzige Erbe des Geschäfts, Onkel Moritz' ältester Sohn und meines Bruders Patenkind Ferdinand — der jüngste Sohn, Gisbert, starb als Jüngling — wohnt mit Frau und Schwester**) in dem alten Patrizierhause — wie Dr. Buchner es nannte, als ich ihn dort

*) Wie ich nachträglich erfahre, beabsichtigt der historische Verein in Soest das altertümliche Haus auf eigene Kosten in seiner originalen Erscheinung wieder erstehen zu lassen und zwar werden die Verzierungen nicht schwarz, sondern braun, wie sie ursprünglich gewesen sein sollen, hergestellt.

**) Elise Schwollmann ist am 20. März 1888 einem langjährigen Leiden erlegen.

einführte — im Grandweg, welches Onkel Moritz im Jahre 1838 kaufte, und in dessen Anbau und Nebenbauten jetzt ein bedeutendes Engros-Geschäft neueren Stils betrieben wird. Der schöne, große Garten vor dem Jacobithor, ebenfalls eine Anlage der Eltern des jetzigen Besitzers, ist von dem Letzteren durch Ankauf mehrerer Nachbargärten bedeutend vergrößert und teilweise parkartig angelegt. Das von Onkel Moritz gebaute Gartenhaus ist ebenfalls vergrößert und mit einer nach Norden gelegenen, kühlen, schattigen Veranda versehen, die im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Familie und ein häufiger Schauplatz heiterer Geselligkeit ist.

Doch zurück zur alten Zeit.

Selbstverständlich entsprach dem großen Familien- und Geschäftspersonal auch die Zahl der Dienstboten; und besonders lebhaft erinnere ich mich, allerdings aus etwas späterer Zeit, des alten Philipp Jacob, welcher freilich, als er, wohl in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, seinen Dienst antrat, noch nicht alt war, aber im Schwollmannschen Hause ergraute. Er war Fuhrmann und Kutscher zu gleicher Zeit. Hatte er die auswärtigen Bestellungen an ihre Bestimmungsorte zu befördern, so trug er den blau leinenen Kittel der westfälischen Arbeiter und Landleute, im Winter mit einem grauen, vielkragigen Mantel darüber; saß er hingegen, mit sicherer Hand die Perde lenkend, auf dem Bock des herrschaftlichen Wagens, trug er seinen Sonntagsrock von dunkelblauem Tuch, in dem er gar stattlich aussah und hinter seinem breiten, nach und nach etwas krumm werdenden Rücken schien ein Unfall mit Wagen und Pferden unmöglich. Er war der Freund

und Vertrauensmann aller Kinder in der Familie und erschien uns Kindern im Steingraben noch ganz besonders als unser Beschützer, da er in der zum Hause gehörigen Scheuer schlief. Glückselig habe ich oft vor ihm auf der schönen Horsa gesessen, wenn er das stattliche Reitpferd zu einem Spazierritt des Onkels nach der Rose zu bringen hatte. Er war in seiner äußeren Erscheinung eine Ausnahme seines Standes, hatte feine, intelligente Züge, und das wohlwollende Lächeln, der freundliche Blick der klugen, blauen Augen, womit er seine Antworten auf unsere kindlichen Fragen begleitete, ließen auf eine höhere geistige Veranlagung schließen. Mein Bruder war wohl schon in Amsterdam, als Philipp seinen Dienst antrat, stand aber später sehr freundlich und cordial mit ihm.

Und neben der Gestalt des alten Kutschers taucht mir die in ihrer Art interessante, hohe, knochige Figur des Gärtners und Spökenkiekers Brüggemann auf, der mit seinen markirten, ebenfalls durchaus intelligenten Zügen, dem großen Munde und den kleinen, stechenden Augen so unheimlich und doch so gutmütig aussah, an dessen Spökenkiekerei mein Bruder sich so sehr ergötzte und für den er sich auch später noch lebhaft interessirte.

Als ich in späteren Jahren den damals schon recht alten, doch seinen herkulischen Körper noch soldatisch stramm aufrecht haltenden Mann einst bei seiner Gartenarbeit um nähere Auskunft über seine „Gesichte“ bat, wovon ich mich als Kind durch eine gewisse Scheu zurückgehalten fühlte, schüttelte er mit erhobenem Arm die Hand in der Richtung eines kleinen, gerade über dem Altar befindlichen Glockenturms der einzigen katholischen Kirche Soests und sagte:

„Wann ik do buowen im Tabernakel de kleinen Flämmkens seihe, mot ik in der Nacht heriut iut dem Bedde un mot gohn, wohin it mi bruiwet un seihe wat kümmt.“ (Wenn ich da oben im Tabernakel die kleinen Flämmchen sehe, muß ich in der Nacht aus dem Bette und gehen, wohin es mich treibt und sehe, was geschehen wird.)

Der alte Brüggemann ist lange tot, und wo sind, bei aller Aufklärung, die westfälischen Spökenkieker geblieben? — Ob hier und da noch einer in kleinem, weltvergessenem Oertchen haust und seine Gesichte der innerlich schauernden, aber deshalb um so eifriger lauschenden Jugend erzählt? —

Mein Vater hat sicherlich mit bestem, redlichstem Willen seinen neuen Lebensweg betreten, doch setzte sein früher Tod demselben ein nahes Ziel. Seine krankhafte Reizbarkeit steigerte sich, körperliches, rasch zunehmendes Leiden entwickelte sich daraus, und er wird sich nach dem ersten, eifrigen Beginn wohl nur noch selten an geschäftlichen Arbeiten beteiligt haben. Das zweite Jahr seines Soester Aufenthalts war zugleich sein letztes Lebensjahr. Im November 1829 starb er.

Meine Erinnerung reicht zurück bis zu meinem zweiten Lebensjahr. Sie bietet mir aus jener fernsten Zeit natürlich nichts Zusammenhangendes, nur einzelne Vorkommnisse und Situationen haben sich dem Gedächtniß unverwischbar eingeprägt. Meines Vaters äußere Erscheinung steht durchaus klar vor mir, auch die Form seines

Kopfes, seines Gesichts, nicht aber seine Gesichtszüge. Namentlich erinnere ich mich seiner Gestalt in dem Rahmen der das Schlafzimmer meiner Eltern mit dem Wohnzimmer verbindenden Thür, wenn er Morgens zum Frühstück kam. Ich lief auf ihn zu, ihm den Morgenkuß zu geben, und er setzte mich neben sich.

Einst saßen wir zu Tische, und Karoline, die bei ihrem Bruder wohnte, aber fast täglich einmal oder auch mehrere Male zu uns herüber kam, war bei uns. Ich redete sie, wie gewöhnlich „Tante Lina" an. Da wurde mein Vater, den ich sonst nur freundlich kannte, sehr heftig und rief: „Ihr sollt nicht ‚Tante' sagen." Ich war sehr erschrocken, und auch die Anderen sahen bestürzt aus.

Dann war es ein trüber, dunkler Tag, doch es regnete nicht. Wir, meine beiden älteren Geschwister Karl und Lina und ich, traten mit einem Dienstmädchen des Schwollmannschen Hauses aus der Hausthür des unsrigen. Meine beiden Geschwister weinten, ich wußte nicht weshalb, auch das Mädchen sah ernst aus. Ich sah sie an und blickte dann ängstlich und beklommen nieder auf den großen, flachen Stein vor den beiden zur Thür führenden Stufen, auf dem wir einen Augenblick stehen blieben, und bemerkte, daß er schief war. Dann sagte das Mädchen „Kommt" und wir gingen zum Hause meines Onkels. Dort saßen im Wohnzimmer meine Mutter — so bleich und so tief traurig, daß ich nicht zu ihr zu gehen wagte — Karoline und Tante Louise, meines Onkels Frau. Meine Geschwister setzten sich still und traurig hin, auch ich wurde auf einen Stuhl gesetzt und fühlte, daß auch ich still sitzen bleiben mußte. Eine unbeschreibliche Traurigkeit bemächtigte sich auch meiner.

Tante Louise winkte mich zu sich, nahm mich auf den Schooß und küßte mich wiederholt, wobei ich mich aber sehr unbehaglich fühlte, da mein Gesicht ganz naß von ihren Thränen wurde. So machte ich mich los und ging wieder zu meinen Geschwistern. Mein kleines Brüderchen Otto war nicht bei uns.

Es war die Stunde der Beerdigung meines Vaters.

Und in der tiefen Erschütterung derselben Stunde mag das aus jenen Tagen stammende Gedicht Bruder Ferdinands „O lieb, so lang du lieben kannst" entstanden sein, welches der Dichter erst zwanzig Jahre später, in seiner Nachlese „Zwischen den Garben", der Öffentlichkeit übergab. Hätte er dasselbe, wie mehrfach behauptet worden ist, als eine wertlose Jugendreimerei angesehen, so würde er ihm später wohl kaum eine Stelle unter einer Auswahl seiner bedeutendsten Gedichte angewiesen haben. Der Grund seines vorläufigen Zurückhaltens ist vielmehr in einer ihm besonders in seinen jüngeren Jahren eigenen Scheu zu suchen, sein tiefstes Empfinden öffentlich zu zeigen.

Meine Mutter war damals eine außerordentlich liebliche Erscheinung. Von mittlerer Größe, zart und schlank, hatte sie feine Gesichtszüge, schöne, treue braune Augen und tief schwarzes Haar. Und wich einmal der stille Ernst aus ihren Zügen, welche unbeschreibliche Anmut, welche Freundlichkeit und Herzensgüte verklärten dann das liebe Gesicht! Und sie ist dieselbe geblieben bis in ihr spätes Alter, bis zu ihrem Tode. Wohl haben lange, schwere Jahre hindurch die Schatten sich tiefer auf ihre Stirn

gesenkt, doch standhaft und treu ist sie den Weg der Pflicht gegangen. Als das Leben ihr endlich seine leichtere Seite bot, war es schweres körperliches Leiden, welches sie ergriff und nicht wieder ließ. Aber auch dann blieb sie, fast zwanzig Jahre hindurch, eine standhafte Dulderin, bis der Tod sie erlöste. Sie erreichte ein Alter von neun und siebenzig Jahren, und doch hätte man nicht eigentlich sagen können, daß sie alt geworden. Wohl war die feine Gestalt zuletzt — aber doch nur zeitweise, wenn sie besonders litt — etwas gekrümmt, wohl waren die Züge gealtert, doch blieben sie fein und weich, die anmutige, freundliche Herzlichkeit blieb dieselbe, und kaum wohl bemerkte sie in ihrer Anspruchslosigkeit und Selbstlosigkeit, wie sehr sie von Allen, die uns näher standen, geliebt und verehrt wurde. Noch in ihren letzten Lebenstagen sagte ihr Arzt Dr. Hermann Gauwerky, der ihr jahrelang ein treuer Ratgeber, ein treuer Freund gewesen: „Sie ist eine herrliche Frau."

Die beiden einzigen Photogramme, die von ihr existieren, sind nicht gut und geben nicht annähernd das Feine ihrer Erscheinung wieder. Das kleine ist etwa acht Jahre vor ihrem Tode und in zu grellem Licht genommen, wohl auch von keinem eigentlichen Künstler seines Fachs, und das größere ist nach ihrem Tode nach dem kleineren angefertigt. Das Gesicht ist zu breit und voll geworden.

Mit dem kleinen Otto saß ich häufig auf einem Teppich, der neben dem Nähtisch meiner Mutter für uns ausgebreitet wurde. Wir spielten mit bemalten Pappfiguren, das heißt, ich spielte und amüsirte ihn damit, und er wühlte mit seinen kleinen Händchen darin und warf sie durch ein-

ander. Ich hatte ihn sehr lieb und fühlte mich als seine kleine Beschützerin.

Dann lag abermals eine bleierne Schwere über dem Hause. Ich war allein und ging durch Wohn- und Speisezimmer. Leise und zögernd, mit einem Gefühl, als dürfe es nicht sein, öffnete ich die Thür zu dem Zimmer, in welchem ich mit der Mutter und dem kleinen Otto schlief. Da lag das Brüderchen schlafend, doch nicht in seinem Bettchen, sondern auf dem Bett der Mutter; auch nicht wie sonst lag es, mit gekrümmten Ärmchen und das Köpfchen auf der Seite, sondern lang gestreckt in langem, weißem Kleidchen. Das Gesichtchen war so blaß und lieblich und still. Lange stand ich und wartete, ob es erwachen würde. Ab und zu erhob ich mich auf die Fußspitzen, um es besser sehen zu können, aber es wachte nicht auf. Dann öffnete sich leise die Thür und Karoline trat herein. Sie war wohl erstaunt, mich dort zu finden, faßte liebevoll meine Hand und führte mich hinaus. „Warum wacht er nicht auf?" fragte ich. Ob und was sie antwortete, weiß ich nicht mehr. Meine Mutter mußte mittlerweile von der anderen Seite das Schlafzimmer betreten haben; sie folgte uns in das Speisezimmer, die kleine Leiche, die in dem sogenannten Saal auf das Sopha gebettet werden sollte, auf den Armen. Nie werde ich den Anblick vergessen, der mich erschütterte, ohne daß ich ihn begriff. Karoline eilte ihr entgegen, ihr die Leiche abzunehmen, aber meine Mutter schüttelte leise das gesenkte Haupt, während ihre Thränen auf das todte Kind niederperlten. Die beiden Schwestern gingen nun zusammen in den Saal, und ich wagte nicht, ihnen zu folgen. Später stand ich noch einmal allein an

dem Sopha, faßte das Händchen, dessen Kälte mich erschauern machte, leise an und wartete wiederum und hoffte wiederum, daß mein kleines Gespiel erwache und dann — war es ganz fort. Ich glaube, daß es sehr mit Unrecht heißt, daß Kinder nicht tief fühlen. Gewiß giebt es eben so gut gefühllose kleine, wie gefühllose große Geschöpfe, aber eine zu tiefem Empfinden angelegte Natur empfindet auch schon früh, nur fehlt ihr oft neben dem vollen Verständnis auch die Gabe der Äußerung.

Meine beiden älteren Geschwister scheinen in jenen Tagen nicht im Hause, vielleicht bei Freunden, vielleicht bei dem Onkel gewesen zu sein. Sie kehrten wieder, als das Brüderchen begraben war. Meines Bruders Ferdinand Bild taucht mir nur undeutlich in diesen frühesten Erinnerungen auf. Er hat wohl früh morgens das Haus verlassen, um sich auf seinen Geschäftsposten zu begeben, und kehrte wahrscheinlich erst zurück, wenn ich schon zur Nachtruhe gebracht worden war. Wie tief ihn der Tod des kleinen Otto erschütterte, zeigt das in Buchners Werk veröffentlichte Gedicht.

Und die ewig wandernde Zeit schritt darüber hinweg. — Ich glaube, daß wir alle Drei ernster und nachdenklicher waren, als Kinder es im Allgemeinen sind. Mein Bruder Karl war nach einer noch in Detmold durchgemachten, schweren Kopfwassersucht, die ihn an den Rand des Grabes brachte, sehr schwächlich geblieben, bedurfte in jeder Hinsicht der Schonung und war eine überaus feinfühlige, liebebedürftige Natur. Der Muter ähnlich, hatte er auch ihr treues, braunes Auge, jedoch eine ganz anders gebildete, breitere Stirn.

Auch Lina hatte die Augen der Mutter, soll aber außerdem das Ebenbild des Vaters gewesen sein, nur war ihr Gesicht schmaler, feiner und die Stirn etwas höher. Sie war ein äußerst leidenschaftliches Kind, und ihr damals oft geradezu düsterer Blick hat unserer Mutter manche Sorge bereitet. Jedoch war dieser tiefe Ernst wohl die Folge der frühen, bitteren Trennungsschmerzen und aller daraus hervorgehenden und mancher anderen Schatten, die über unserer Kindheit lagen. Sie entwickelte sich zu einem herrlichen Charakter, trotz aller Wirrsale des Lebens, die in ihre schönste Jugendzeit hereinbrachen, trotz eines körperlichen Gebrechens, welches ihr ein Stoß in den Rücken von einer Wagendeichsel verursachte, der die normale Entwicklung ihres bis dahin schönen, schlanken Wuchses störte. Schon in ihrer Jugend wurde sie von ihren Freundinnen geradezu schwärmerisch geliebt und verdiente in jeder Hinsicht die Liebe und Verehrung, die ihr bis zu ihrem Ende entgegengebracht wurde. Nach ihrem Hinscheiden schrieb mir ein werter Freund unserer Familie, der Gymnasialdirektor und Burns-Uebersetzer Dr. Gustav Legerlotz, über sie: „Die Entschlafene war eine der edelsten Frauengestalten, die ich je in meinem Leben kennen gelernt: so treu, so mild, so selbstlos, so ruhig klar, so still heiter. Wenn ich ein Novellist wäre, zumal einer von der Sinnigkeit und Feinheit Theodor Storms, dies Bild würde ich in einer kleinen Dichtung zur Erquickung für Tausende festhalten."

Unser Familienleben war ein außerordentlich schönes und inniges, doch war unserer Mutter große Liebe zu uns durchaus keine schwache, verweichlichende. Sie wußte in

jeder Hinsicht das richtige Maß zu halten und würde eine unpassende Nachgiebigkeit als eine Schwäche gegen sich selbst angesehen haben. Und nicht im geringsten wurde ihre Zärtlichkeit durch diese gewissenhafte Strenge beeinträchtigt. Während der Abenddämmerung nahm sie mich oft auf den Schooß und küßte mich, leise Melodien summend, die immer etwas Klagendes hatten, ab und zu auf die Stirn. In ihren Arm gekauert, fühlte ich mich bei ihrem leisen Singen wie in ein wonnig und schmerzlich durchzittertes Traumleben versetzt, aus dem das jähe Erwachen, wenn sie mich hinsetzte, um Licht anzuzünden, fast ein physischer Schmerz war. Erst wenn ich beim Schein der Lampe wieder ihr liebes Gesicht sah, verlor sich nach und nach die unangenehme Empfindung, und kamen dann die Geschwister, so wurden, wenn sie ihre Schularbeiten beendet hatten, Kinderschriften, Bilderbücher und Spiele auf dem Tisch ausgebreitet, und wir konnten dann auch von Herzen heiter sein. — Als ich in späteren Jahren zuerst Chopin hörte und spielte, haben mich besonders die wunderbar ergreifenden Weisen einiger seiner Nocturnes und Mazurken in diese Abendstimmung beim Gesang der Mutter zurückversetzt und üben diese Wirkung noch jetzt.

Karoline nahm in dem Hause ihres Bruders bald eine wichtige und verantwortliche Stellung ein. Anstatt der damals beständig kränkelnden und häufig pflegebedürftigen Schwägerin übernahm sie die Aufsicht über den großen Haushalt, zu welchem nicht nur die Familie, sondern auch alles Geschäfts- und Dienstpersonal gehörte. Den nach und nach sich einfindenden drei Kindern war sie eine liebe-

volle Pflegerin und Erzieherin. Hatte sie auch natürlich geschulte Dienstmädchen für den Haushalt und eine Wärterin für die Kinder zur Hülfe, so lag doch die ganze Arbeit des Anordnens und Einrichtens allein auf ihren Schultern und thatkräftig, pflichttreu und selbstlos griff sie häufig mit an, wenn es Noth that. In schweren und lebensgefährlichen Krankheiten der Kinder war sie, anhaltendes Opfern der eigenen Nachtruhe nicht achtend und als selbstverständlich ansehend, deren Hauptpflegerin und den vielen im Hause einkehrenden auswärtigen und einheimischen Gästen immer eine liebenswürdige Wirtin.

Das außerordentlich seidige, weiche Haar vom dunkelsten Blond trug sie nach damaliger Sitte mit einem Schildpattkamm hoch aufgesteckt und vorn in nicht zu langen, das Gesicht einrahmenden Locken. Sie kleidete sich einfach und geschmackvoll in den Jahreszeiten entsprechende Farben, und auch ihre Gesellschafts-Toilette überschritt nie die Grenzen der Einfachheit, welche ihr naturgemäß war, nur wählte sie dazu schwerere oder feinere Stoffe. In ihren späteren Jahren trug sie nur schwarz, Wolle oder Seide.

Es umgab sie ein Hauch von Frische, Natürlichkeit und ernster Heiterkeit; ihre Bewegungen waren rasch, doch ohne Unruhe, und sie hatte das Verständniß feinfühliger Naturen für die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Umgebung. Ihr eigenes, im ersten Stock gelegenes Zimmer, in welches sie sich in ihren Mußestunden zurückzog, war ein wahrer Blumen- und Poetenwinkel, und die Werke der Dichter, deren Bildnisse an

den Wänden gruppirt waren, standen vollständig oder teilweise in ihrem Bücherbrett.

Ihr Briefstil war fließend und gewandt, doch gewöhnlich knapp und gedrängt. Ihrer tiefen, einfachen und durchaus wahren Natur lag jede überschwängliche Gefühlsäußerung fern, was sie aber in dieser Hinsicht — wie in jeder anderen — sagte oder schrieb, wog schwerer, als alle Sentenzen.

In ihrer Jugend fehlte sie bei keinem Familienfest mit einem Gelegenheitsgedichte oder -Gedichtchen, welche anspruchslos und ohne langes Modeln — ein Reim stand ihr leicht zu Gebote — aufs Papier geworfen und, wenn sie ihren Zweck, Schwung und Heiterkeit in eine kleine Geselligkeit zu bringen, erreicht hatten, alsbald von ihr selbst vernichtet wurden.

Ein einziges von den seltenen aus späterer Zeit und wohl das letzte, zu ihres Bruders silberner Hochzeit am 10. August 1851, hatte sich diesem Geschick entzogen und fiel mir unlängst in die Hände. Es war zur Ueberreichung zweier Sessel in den Mund der Kinder gelegt und möge hier einen Platz finden:

Ein Kranz von Silber und Immergrün
Soll, Mütterchen, heut' Deine Stirn umziehn,
Denn heute sind's fünf und zwanzig Jahr,
Als Deine und Väterchens Hochzeit war.

Und Väterchen, Du, sieh einmal her,
Dein Haupt, es war wohl mal sorgenschwer, —
Das soll fortan nun nicht mehr sein,
Leg' die Sorgen in diesen Sessel hinein.

Und wird unser inniges Wünschen gewährt,
Dann ist ihm von Oben die Kraft bescheert,
Wie einst bei Philemon, dem Alten,
Nach Wunsch zu lösen und festzuhalten.

Daneben doch biete er süße Ruh'
Dir, Väterchen, und auch Mütterchen, Du,
Leg' ruhig zum Schlummer Dein Haupt hinein,
Die Kindeslieb' wird Euer Wächter sein.

Hoch lebe das silberne Jubelpaar
Wie heute, so noch viele, viele, viele Jahr!

Während ich Vorstehendes niederschrieb, wurde mir, auf eine Anfrage, noch eins aus etwas früherer Zeit nicht zu einer Festlichkeit, sondern zu einer stillen Geburtstagsfeier zu zweien, zugeschickt. Sie begleitete im Sommer 1847 die einzige Tochter ihres Bruders, Elise, nach Kreuznach und weilte dort viele Wochen mit ihr. Der Verkehr in einem kleinen, angeregten Kreise, der sich um eine ihr dort lebende Freundin sammelte, gesellige und einsame Ausflüge in die an herrlichen Naturscenerien so reiche nähere und fernere Umgebung Kreuznachs, schließlich eine Reise nach Heidelberg und ein Nachmittag auf dem Heidelberger Schloß machten ihr jenen Aufenthalt noch lange zu einer schönen, herzerfrischenden Erinnerung. Namentlich sprach sie auch mit großem Entzücken von verschiedenen Fahrten nach der Ebernburg.

Da besonders die erste Strophe, trotz des jedenfalls nur improvisirenden Niederschreibens, recht hübsch ist, möge das Gedichtchen hier auch noch folgen:

Zur Erinnerung an Deinen in Kreuznach
verlebten Geburtstag,
den 8. Aug. 47.

Zu Deinem Wiegenfest, Elise,
Pflückt Blümchen ich zum Kranz auf Huttens Wiese;
Das Laub, das dunkelgrüne, helle, fahle,
Entsproß im schattenreichen „Huttenthale".

Wo der Giesbach rauscht,
Die Felsen ragen,
Wo man erstaunt
Den Steinen lauscht,
Was sie künden uns
Von großen, vergangenen Tagen.

Wie Fels und Thal und ferne Zeiten
Nun still an uns vorübergleiten,
Wird laut der murmelnde Silberbach
Und rufet Töne des Herzens wach.
Er spricht: „Mein Bild ist Euer Leben;
Ein Bächlein auch gehört zum Strom."
„Zum Strom des Edlen geh' Dein Streben!"

Trotz ihrer vielen häuslichen Verpflichtungen kam Karoline täglich zu uns und verweilte, wenn sie es ermöglichen konnte, oft stundenlang. Ihr Verkehr mit uns Kindern war immer anregend, und wir liebten sie sehr. Sie erzählte uns Kindergeschichten und Märchen, ließ uns Gedichtchen auswendig lernen und sang mit uns. Wenn bei uns allen Dreien eine musikalische Begabung vorhanden war, so dankten wir ihr jedenfalls das Wecken und die Pflege derselben. Karl fand zu allen unseren Liedern die zweite Stimme von selbst, und kein Geburtstag der Mutter

ging vorüber, ohne daß ihre beiden Ältesten sie in der Morgenfrühe mit einem bei Karoline einstudirten Duett begrüßten. Mich selbst sehe ich noch als winzig kleines Ding auf einem Fußschemel neben ihr am Klavier sitzen und höre mich mit eben so winzigem Stimmchen zu ihrer Begleitung Webers „Schlaf Herzenssöhnchen" singen. Auch an das Klavier kamen wir Mädchen früh. Wir spielten, natürlich in unserer kindlichen Weise, lange bevor wir Unterricht erhielten und Noten kannten, machten uns selbst kleine Stückchen oder suchten Gehörtes wieder zusammen zu finden.

Und dann tritt für mich zuerst deutlicher und greifbarer mit dem seines Freundes Jerrentrup das Bild meines Bruders Ferdinand in unseren Kreis. Meine erste bestimmte Erinnerung an ihn ist seine erste Wiederkehr von Amsterdam. Mit welcher fast vergötternden Liebe blickten wir zu dem so viel älteren Bruder auf, wie lebten wir im Hinblick auf sein Kommen, in der Erinnerung an seine Anwesenheit, welch ein Glück war es, einen Brief von ihm zu erhalten, an ihn zu schreiben! Wie sind wir unzählige Male, ohne daß er erwartet wurde, nur in dem eifrigen Wünschen unserer kleinen, thörichten Herzen, nach der Post gelaufen, dort in gespannter Erwartung die aussteigenden Passagiere ansehend und sogar in die schon geleerten Wagen hineinspähend, ob er nicht etwa noch darin zurückgeblieben. Stand sein Besuch aber wirklich bevor, so wurden vorher unter der Mutter und Karolinens Leitung kleine, unserem Alter angemessene Arbeiten für ihn verfertigt, die er beim ersten gemeinsamen Mahl unter seiner Serviette fand. Auch er brachte kleine Ueberraschungen,

Bilderbücher, Gedichtsammlungen, Reisebeschreibungen, Kästchen und Körbchen mit, und von seinem ersten Verdienst erhielt jedes ein blankes Goldstück, welches in die städtische Sparkasse gebracht wurde, von welcher Zeit an wir uns, im Besitz unserer Quittungsbücher, für kleine Kapitalisten hielten.

Jerrentrup, ein geistig bedeutender, charakterfester Mann, war, als mein Bruder ihn kennen lernte, Lehrer an der höheren Töchterschule in Soest, in deren unterer Klasse damals auch einige Knaben Aufnahme finden konnten, bis sie für den Besuch des Gymnasiums vorbereitet waren. Später ging Jerrentrup nach Berlin, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren, dann nach Paris, um der französischen Sprache vollständig mächtig zu werden, worauf er eine Anstellung am Soester Gymnasium erhielt, die er aber schon nach wenigen Jahren wieder aufgab, um einem Ruf nach Herford zu folgen. Dort wurde er bald ernstlich leidend und starb nicht lange Zeit nachher in der Familie eines Bruders in Minden an der Schwindsucht.

Jerrentrup war nicht nur meines Bruders, sondern der ganzen Familie Freund und stand auch namentlich Karolinen, die er sehr hochschätzte, freundschaftlich nahe. Auch in Ferdinands Abwesenheit brachte er fast täglich längere oder kürzere Zeit bei uns zu. Karl und Lina waren seine Schüler, auch mit mir befaßte er sich viel, spielte mit mir in Haus und Garten, und wunderherrlich waren die Sommerabende des Jahres 1836, an denen beide junge Männer nach beendetem Amsterdamer und Pariser Aufenthalt mit uns im weit geöffneten Gartenhaus saßen, wo zu den

Unterhaltungen, denen wir Kinder so gern lauschten, die würzigen Düfte der Blumenbeete hereinströmten. Wie schön war es, dann einmal hinaus zu huschen in das Halbdunkel der Sommernacht, die von der Lampe beleuchtete, kleine Gesellschaft anzusehen, eine Blume zu brechen und hinein zu werfen, welche von dem oder der Getroffenen mit freundlichem Blick nach der Richtung, von der sie gekommen, aufgenommen wurde, und dann zwischen dem dunkeln Gebüsch von einem Schauer erfaßt und wieder hinein getrieben zu werden.

Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken, als den, welchen die beiden nebeneinander sitzenden jungen Männer boten. Ferdinands kräftige, elastische Erscheinung, mit der blassen, doch gesunden Farbe der in dem Portrait einer der ersten Ausgaben seiner Gedichte treu wiedergegebenen Züge, mit dem reichen, schwarzen, lockigen Haar, dem dunkeln, dann leuchtenden oder blitzenden, dann ruhig sinnenden Blick, ließ die zarte, kleine Gestalt Jerrentrups mit den freundlichen, durchgeistigten Zügen, dem ebenfalls schwarzen, doch glatt gescheitelten Haar, den dunkelblauen Augen, den etwas eingesunkenen, leicht, vielleicht schon hectisch geröteten Wangen, noch schmächtiger erscheinen.

Freiligraths Verlobung mit Karoline war es, die in diesem harmonischen Zusammenleben die ersten Dissonanzen weckte und es nach und nach ganz zerstörte. Gewiß war bis dahin das Leben der Einzelnen nicht ohne innere Störungen und Kämpfe verlaufen. Der junge Dichter war oft mißmutig des unerwünschten Berufs halber. In Amsterdam war es ihm recht eigentlich klar geworden, wie

wenig er für denselben paßte. Dem war nun nicht mehr abzuhelfen, seitdem er das nach des Vaters Tode noch einmal wiederholte Anerbieten des Onkels abgelehnt, weil er es wohl schon damals für zu spät hielt. Vielleicht wurde auch ihm selbst die Wahl eines Studiums schwer. Zum Theologen taugte er nicht, aus anderen Gründen eben so wenig zum Mediziner; das Jus würde ihm kaum poetischer erschienen sein, als der Kaufmannstand, der an den großen Welthandelsstätten sogar seine hochpoetische Seite hat; zum Philologen fehlten ihm, da immer Rücksicht auf den Erwerb genommen werden mußte, pädagogisches Talent und Geduld; die vergleichende Sprachforschung bot die gleichen und, falls ihm auch ein Lehrstuhl an einer Universität sicher gewesen wäre, andere Hindernisse, da er nie gern öffentlich redete. Es will mir im Rückblick scheinen, als sei der Kaufmannstand das Beste und Passendste für ihn gewesen, und sicherlich hat der Aufenthalt in Amsterdam der Eigenart seiner Poesie reiche Nahrung und Förderung geboten. Sein großer Wissensdrang trieb ihn, umfassende Kenntnisse zu sammeln und förmlich aufzuspeichern, so daß man eine akademische Bildung nicht an ihm vermißte.

Doch ich bin abgeschweift von Dem, was ich eben als so tief eingreifend in unser Aller Leben bezeichnete. Oft habe ich mich gefragt, ob Freiligrath seine frühere Braut denn je wirklich geliebt habe und „gewiß", habe ich mir antworten müssen, als ich erfuhr, wie alles gekommen, als seine Briefe an sie in meine Hände gelangten. Karoline hatte einen Frühverlobten durch den Tod verloren, nachdem schon vorher sich das Band gelockert, welches für sie kein

segenbringendes geworden wäre. So hätte, wäre Freiligrath nicht in ihr Leben getreten, sich wohl noch ein Herzensglück für sie gefunden, dessen Keine werter gewesen wäre, als sie.

Es war, so erzählte sie mir in ihren späteren Lebensjahren, gegen den Abend eines Spätsommertags, nur wenige Monate vor dem Tode meines Vaters, als derselbe sie zu einem Spaziergang aufforderte. Sie gingen zum Kirchhof. Der Vater war ernst und anfangs schweigsam; dann sprach er, wie so häufig, von seinem nahen Tode. Sie standen an der Begräbnisstätte, auf der auch er so bald schon zur letzten Ruhe bestattet werden sollte. Hier sagte er ihr, daß Ferdinand sie liebe und daß es ihn beruhigen würde, die Gewißheit des Glückes seines Sohnes mit ins Grab zu nehmen. Karoline war im höchsten Grade überrascht und entgegnete meinem Vater, daß Ferdinand ihr lieb sei, wie ein Bruder, daß er, der Vater, sich sicherlich über die Gefühle seines Sohnes täusche, dem sie nur eine schwesterliche Freundin sei. Mein Vater behauptete, über die Gefühle Ferdinands nicht im Zweifel zu sein, was aber Karolinen nicht überzeugte. Er drang in sie, Ferdinands Gattin zu werden, was sie zurückwies als gar nicht in Frage stehend und auch auf den Unterschied der Jahre hinweisend. Mein Vater suchte diesen letzten Einwand durch Beispiele zu entkräften. Er scheint überhaupt bei Dem, was er als gut und wünschenswert erstrebte, nur den unüberwindlichsten Hindernissen gewichen zu sein. Als sie den Kirchhof verließen, hatte er nicht nur Karolinens Wort, sondern ihren feierlichen Schwur, daß, wenn Ferdinand ihr seine Liebe gestehe, sie ihn nicht zurückweisen und daß sie ihn niemals aufgeben wolle.

Natürlich wurde der Freund von diesem Augenblick an ein Anderer für sie, sie sah jetzt, was sie bis dahin in ihrer gänzlichen Unbefangenheit nicht bemerkt hatte, und es war wohl weniger wunderbar, als es nur oberflächlich Unterrichteten scheinen mag, daß sie, in der Jugendfrische, die ihr so lange erhalten blieb, von der Liebe des ernsten jungen Mannes nicht ungerührt bleiben konnte, daß sie dieselbe nach und nach erwiederte. Der Unterschied der Jahre soll damals in der That kaum bemerklich gewesen sein.

Die Zeit der schweren Krankheit meines Vaters, während welcher Beide meiner Mutter treu in der Pflege beistanden, führte sie häufiger und in gleichem schmerzlichen Empfinden zusammen und kurz nach seinem Tode glaubten sie einander für das Leben anzugehören.

Karolinens beide Geschwister waren sehr betroffen, als ihnen — meiner Mutter bald, meinem Onkel erst später — die Verlobung mitgeteilt wurde, da sie kein dauerndes Glück für die beiden ihnen so teuern Menschen in dieser Vereinigung voraussetzten.

Ob mein Vater auch bei dem Sohn ein- und vorgegriffen, ob ihm die Neigung des Jünglings eine Bürgschaft war, ihn ohne Sorge in Verhältnisse fesseln zu können, die ihn, den Mittellosen, auch in einen kleinen materiellen Besitz brachten, ihm die Aussicht gewährten vielleicht Teilhaber des Schwollmannschen Geschäfts zu werden, oder mit Karolines Vermögen ein eigenes zu gründen, ob er glaubte, daß, wenn Karoline Ferdinands Gattin würde, auch seiner jüngeren Kinder Zukunft gesicherter sei, — ob, wenn er gar nicht eingegriffen, Freiligraths Jugendneigung unausgesprochen den Verlauf vieler anderen genommen und hier

durch das Zusammenleben und die Freundschaft, aus denen sie entsprungen, wieder in eine dauernde Freundschaft zurückgekehrt wäre, oder ob des jungen Mannes Liebe auch ohne des Vaters Anregung zu mächtig war für dauerndes Schweigen — wer kann es wissen! — Aber hätte er geschwiegen, welche Qualen und Kämpfe wären ihm selbst, welche Jahre des Kummers und der Zweifel Karoline, der Sorge und der Trauer der ganzen Familie erspart geblieben!

In der ersten Zeit scheint kein Schatten das Verhältnis getrübt zu haben. Freiligraths Besuche in Soest waren wolkenlose Festtage, durch die beständige, aber verborgene Sorge meiner Mutter nicht getrübt. Als ihm aber nach und nach das Bewußtsein einer Fessel kam, als Falten des Unmuts auf seiner Stirn, Schatten auf der Karolines lagen, die zwischen dem meinem Vater gegebenen Versprechen, dem Wunsch, meinen Bruder glücklich zu sehen und ihrer Liebe zu ihm schwanken mochte, da war das Glück, welches in unserer innigen Liebe zu einander bestand, dahin, oder wenigstens sehr gestört, denn gerade die Liebe vergrößerte das Leid, alle unter dem Druck eines Geschicks verdüstert zu sehen.

So schleppte sich das Verhältnis jahrelang fort. Karoline war es, die tapfer zuerst die Hand zu einem friedlichen Scheiden bot, die aber von Freiligrath, der die Aenderung seiner Gefühle in Abrede stellte, entrüstet zurückgewiesen wurde.

Schon das Jahr, welches er, um die erste Auflage seiner Gedichte vorzubereiten, bei uns verlebte, und welches wir als eine ununterbrochene Festzeit begrüßten, brachte in seinem Verlauf manche dunkle Stunde, wenn auch bei uns

Kindern die Freude über seine Gegenwart alles Andere noch überwog. Meine Schwester Lina half ihm in ihren Freistunden, an seinem Arbeitstisch ihm gegenüber sitzend, mit ihrer schon damals so schönen Handschrift fleißig beim Abschreiben der Gedichte, die sie fast alle fehlerlos aus dem Gedächtnis recitirte. Ihn zum Mittag- oder Abendessen zu rufen wurden Karl oder ich gesendet. Karl betrat dann direkt sein Zimmer und kam freudestrahlend an seiner Hand herunter, ich aber pochte nur leise an und legte oder setzte mich vor seiner Thür auf die Erde. Trat er dann heraus, so hob er mich auf und setzte mich auf seine Schulter. Meine Hände in seinen schwarzen Locken vergrabend, mich daran festhaltend und sie ihm auch wohl ein wenig zerzausend, ging's dann im Triumph die Treppe hinunter. Erst vor dem gedeckten Tisch wurde ich von meinem luftigen Sitz wieder auf festen Boden niedergelassen und nahm dann eilig meinen Platz an seiner Seite ein.

In den Jahren 1837 und 1838 wurde der auf den Gemütern lastende Druck fühlbarer. Karoline hatte verschiedentlich Gelegenheit, auf die Lösung des Verhältnisses zurück zu kommen, veranlaßte aber den Verlobten dadurch immer nur zu erneuter Weigerung, trotzdem der Druck der Fessel in seinem ganzen Wesen zutage trat. Seine Besuche von Barmen, vom Rhein waren keine Freude mehr. Ich erinnere mich, daß ich mich noch immer unbeschreiblich seines Kommens freute, daß aber die drückenden Tage, die dann folgten, auch auf mir mit bleierner Schwere lasteten.

Onkel Moritz war damals tief gemütskrank, wozu hauptsächlich körperliches Leiden, außerdem aber auch manche schwere Enttäuschung, die ihm das Leben gebracht,

welche er aber in gesunden Tagen wohl leichter überwunden hätte, den Grund gelegt. Hatte es ihn schon tief verletzt, daß Freiligrath, den er liebte wie einen nahen Anverwandten und jüngeren Freund, dem er diese Liebe in so vielfacher, väterlicher und freundschaftlicher Weise bewiesen, ihm nach und nach fremder gegenüber stand — wozu vielleicht auch das Leiden und die damalige seelische Verstimmung des Onkels, ohne daß er selbst es ahnte, wenigstens teilweise die Veranlassung gaben — so mußte Ferdinands höchst eigentümliches Verhalten seiner sehr geliebten jüngeren Schwester gegenüber ihn geradezu empören. Wie er sich jetzt bei des Dichters Anwesenheit möglichst zurück und allein hielt, so konnte natürlich auch meine Mutter, bei gewiß unverminderter Liebe und Teilnahme, der Gegenwart des Sohnes nicht mehr froh werden. Hatten Beide verschiedentlich den gewiß selbst schwer Kämpfenden zu bestimmen gesucht, der Sache nach der einen oder anderen Seite hin ein Ende zu machen, so war schließlich ein solches Eingreifen nicht mehr möglich.

Freiligraths Verhalten während dieser Zeit ist nur aus einem großen inneren Zwiespalt zu erklären, wie auch aus einem gänzlichen Mangel an dem Mut durch die Annahme von Karolines Anerbieten, oder durch ein eigenes entscheidendes Wort ihr — und für eine Zeitlang auch wohl sich selbst — wehe zu thun, während er es durch sein Benehmen beständig that. Er liebte seine Braut nicht mehr mit der alten schwärmerischen Jünglingsliebe, aber dennoch war sie ihm sehr wert. Bei den meisten seiner Besuche von Barmen aus konnte der Druck, den seine Gegenwart, sein ganz, schließlich auch in der äußeren Er-

scheinung verändertes Wesen auf seine Umgebung und namentlich auf Karoline ausübten, nicht verfehlen, erkältend auf ihn selbst zurück zu wirken, wie auch bei ihrer Gedrücktheit der Unterschied der Jahre ihm schroffer entgegentreten mochte. War er fern, so brach die alte Liebe wieder hervor, trat die alte Gewohnheit wieder in ihr Recht. So nur ist es zu erklären, daß seine Briefe an sie bis zum Bruch des Verhältnisses fast ausnahmslos eigentliche Liebesbriefe sind, voller Versicherungen unwandelbarer Liebe und Treue.

Zur klareren Darlegung des Verhältnisses mögen einige Briefe und Auszüge aus Briefen an Karoline hier einen Platz finden.

Es war am 17. Januar 1832, als Freiligrath Soest verließ um, auf Onkel Moritz' Vermittelung, eine Stelle in dem Bankgeschäft und überseeischen Großhandlungshaus Jacob Sigrist in Amsterdam anzutreten, dessen damaliger Chef, Frank, ein Deutscher, Geschäftsfreund des Schwollmannschen Hauses und, seit den Befreiungskriegen, welche er in Gemeinschaft mit Onkel Moritz mitgemacht, persönlicher, wenn auch bedeutend älterer Freund des letzteren war. Herr Frank kam häufig nach Soest, und ich erinnere mich noch sehr wohl der mittelgroßen, feinen, aristokratischen Erscheinung, deren ernstfreundliche Gemessenheit uns Kindern außerordentlich imponirte. Er war ein sehr gescheuter und auch sehr guter Mensch, aber etwas Pedant hinsichtlich der äußeren Form, und sehr erklärlich ist es, daß mein Bruder, unmittelbar aus dem zwanglosen, gemütvollen

Familienleben in das steife Ceremoniel des dortigen Hauses versetzt, welches noch ganz besonders durch die Frau Franks, eine Holländerin, aufrecht erhalten wurde, sich namentlich anfangs recht unbefriedigt fühlte und es auch später nicht lernte, sich mit demselben auszusöhnen. Sein Unmut darüber zieht sich, ab und zu auftauchend und schließlich häufig ironisch gefärbt, durch die ganze Reihe seiner Amsterdamer Briefe.

Sein erstes Schreiben an Karoline vom 31. Januar spricht große Sehnsucht nach ihr, nach den Seinigen aus, daneben Klagen über die im Frankschen Hause herrschende „steife Convenienz".

„Ich fühle mich fremd und unbehaglich in diesem Wesen, bin, wie ich fürchte, ganz und gar ungeschickt dazu, und es wird schwer halten, bis ich mich einigermaßen daran gewöhnt habe."

Dann überlegt er, wie es mit der Correspondenz einzurichten sei, damit durch seine zu häufigen Briefe an sie die Familie nicht aufmerksam werde.

„Da ich so alle 14 Tage zu schreiben gedenke, wenn Euch das nicht zu viel ist*), so denke ich Dir ein um's andere mal einen Brief beizulegen. Du erhältst auf diese Weise monatlich ein Schreiben, mußt mir aber zweimal dafür wieder schreiben!!"

„Das Eau de Cologne-Gläschen trage ich stets in der Tasche. Bei jeder Bewegung, die ich mache,

*) Dem Briefwechsel waren damals durch das nach dem Ausland sehr hohe Porto Grenzen gezogen.

kann ich es fühlen und so oft dies geschieht, denke ich auch an Dich. Es soll mir ein Amulet seyn, welches mich in den Gefahren, die jede große Stadt für einen unerfahrenen, dummen Jungen, wie ich es bin, hat, durch die Erinnerung an Dich davor beschützt." — —

„Nun lebe wohl, liebes, herrliches Mädchen! Ich liebe Dich jetzt, ich werde Dich immer lieben! — — O, bewahre mir Deine Liebe und baue auf Gott, der unsere Zukunft ja licht und hell machen kann, wenn sie auch jetzt noch trübe vor uns liegt. Leb' wohl! leb' wohl! liebe, liebe Lina! Ich bin und bleibe

Dein

Dich ewig liebender

F. F.

Amsterdam, 16. Fbr. 1832.

Liebe, gute Lina!

Nun ist der Koffer schon 14 Tage hier, und es wird wohl Zeit seyn, Dir, liebes Mädchen, für das Andenken, welches Du mir in demselben nachschicktest, zu danken. Welche Freude hast Du mir mit Uhlands Gedichten gemacht! Gesungen und gesprungen hab' ich, als ich den herrlichen Sänger, der mir, weil er ein Geschenk von Dir ist, nun noch lieber ist, aus dem Koffer nahm, und die Zeilen von Deiner Hand wohl hundertmal geküßt. Der Uhland ist nun mein liebstes Buch. Die Gedichte: „O, legt mich nicht in's dunkle Grab" 2c. 2c., „Bei einem Wirthe wundermild" 2c. 2c. und „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein" 2c. 2c.

lese ich am liebsten, weil ich weiß, daß sie auch Dir werth sind. Meinen wärmsten, innigsten Dank, liebe, liebe Lina! für Deine Liebe, die sich aus meiner Vorliebe für Uhland den Schluß gezogen hatte, daß seine Gedichte mir ein willkommenes Geschenk sein würden! — Die Frieseln also hast Du gehabt? Das ist doch stark! Hoffentlich wirst Du jetzt ganz wieder besser seyn, und wenn Du mir dies schreibst, so will ich Dir zum Dank auch sagen, daß mich der Keuchhusten bis auf ein seltenes Anstoßen ganz verlassen hat und daß ich überhaupt jetzt wieder der Kerl bin, lustig, aufgeräumt, aber doch, und das wird immer so bleiben, stets mit inniger Sehnsucht an Euch Alle, und besonders an Dich, zurückdenkend. — Von Christel*) Klostermeier, der ich, wie Du vielleicht weißt, von Soest aus einen Abschiedsbrief geschrieben, erhielt ich vor einigen Tagen eine sehr freundschaftliche Antwort, worin sie mir die letzte Lebenszeit ihrer verstorbenen Mutter sehr ausführlich beschreibt.

Setzest Du Dich abends auch wohl noch an den Ofen in die grüne Stube und denkst an mich zurück? O, könnte ich mich jeden Abend einen Augenblick dort zu Dir hinsetzen, wie glücklich wollte ich seyn! Ich denke stündlich an Dich und rieche häufig an's Eau de Cologne-Fläschchen. Weißt Du was? Man kann sich hier für 3—4 oder 5 Gulden brilliant en miniature malen lassen. Wie wäre es, wenn ich einmal so

*) Christel Klostermeier nannte sich später Louise, und unter letzterem Namen sind einige Briefe Freiligraths an sie veröffentlicht.

viel daran wagte, und Euch mein Conterfei hinüber schickte? Du könntest dann auch sehen, wie stattlich sich die Vatermörder, oder Boortjes, wie man hier sagt, um meine Pausbacken legen und wie zierlich ich mein gestärktes Halstuch zu knoten weiß.

Wie meine Stube aussieht, ꝛc. ꝛc. schreibe ich Dir bald in meinem Nächsten. Die Zeit drängt. Lebe wohl, liebes, theures, gutes Mädchen und behalte immer lieb Deinen Dich ewig liebenden

Ferdinand.

Ein kurzes Schreiben vom 14. Juni desselben Jahres bringt in einigen Zeilen die Begründung seines Wunsches, daß das Verhältniß vorläufig auch der Familie noch ein Geheimniß bleiben möge:

„Moritz hat mir von dem, was Du mir sagtest, bis jetzt noch nichts geschrieben und ehe ich so weit bin, daß ich ganz auf eignen Füßen stehe und so viel verdiene, um Dich und mich durch's Leben zu steuern, wünsche ich auch nicht, daß er die Sache erfährt, da er der Entdeckung derselben leicht einen Grund unterlegen könnte, der nicht vorhanden ist. Ich habe Dich um Deiner selbst willen, nicht wegen allenfalsiger durch die Verbindung mit Dir mir entstehen könnender Vortheile gewählt."

Amsterdam, 25. Juny 1833.

Theure Lina!

Endlich, nach langem, langem Warten empfing ich

vorigen Mittwoch doch einmal einen Brief von Dir, und da ich ihn schon morgen acht Tage besitze, so ist es wohl Zeit, ihn zu beantworten und Dich zu versichern, daß Dein außergewöhnliches Schweigen bei den bewandten Umständen vergeben und vergessen sein soll. Ich war auch vorher schon überzeugt, daß bloß die angegebenen Abhaltungen Dich bestimmen konnten, mir fast in zwei Monaten kein Sterbenswörtchen zu schreiben, denn — nicht wahr? — sonst hättest Du es doch wohl nicht über's Herz bringen können? Mach' es nur nicht wieder so!

Wie sehr ich mich, trotz der dadurch leider unvermeidlich herbeigeführten galoppirenden Schwindsucht meines Beutels, nach dem Augenblick sehne, wo ich Dich wiedersehen werde, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Wäre ich nur erst so weit, wie es unser Beider Wunsch ist!! — Ich werde Moritzen dann aber mündlich — das Schreiben ist zu umständlich — auseinander setzen, daß ich unter meinen jetzigen Verhältnissen hier für die Dauer kein Auskommen habe, und daß es meine Pflicht ist, mich nach einer Stelle umzusehen, die mir ein bescheidenes, aber doch sorgenfreies Seyn sichert.

— — — — — — — — — — — — — — —

Für Deinen herzlichen Glückwunsch meinen besten Dank! Meine Liebe bleibt Dir auch ferner!! Freudigkeit in meinem Beruf und Lust an meinen Beschäftigungen habe ich gewiß!! — Was mich hier drückt, ist, wie gesagt, einzig die Ungewißheit über meine pecuniäre Stellung, mein häßliches, conventionelles Verhältniß zur Frankschen Familie und der gänzliche

Mangel auch nur eines Menschen, mit dem ich zuweilen vertraulich, herzlich sprechen könnte. Ich habe hier keinen Freund. Die Gespräche mit Bekannten drehen sich um einen neuen Frack, guten oder schlechten Wein, alberne Comptoirstreiche, schlechte Häuser u. s. w., daß es oft zum Tollwerden ist. Ich ziehe mich so viel wie möglich zurück, und meine größte Lust besteht darin, wenn ich in stillen Augenblicken an Dich, an Euch Alle, Ihr Lieben! zurückdenken kann, und wenn mich ein reines Bewußtseyn auf alle Erbärmlichkeiten jener nur Sinnentaumel und Zerstreuung suchenden Alltagsmenschen froh hinabblicken läßt. So habe ich auch meinen Geburtstag auf einem einsamen Spaziergang gefeiert, und daß mir jeder folgende meines Lebens im Bewußtseyn eines redlichen, nur das Gute wollenden Strebens eben so froh verfließen wird, dafür — meine äußeren Schicksale mögen seyn, wie sie wollen! — stehe ich ein. Innerer Friede ist ein herrliches Ding, und wer ihn verscherzt, ist gewiß der größte Narr, den es geben kann. — Durch die Abreise eines jungen Bremers, der zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung Amsterdam mit London vertauschte, habe ich viel verloren. Er war der einzige, der mich einigermaßen verstand.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, liebes, gutes Mädchen! lebe wohl! Schreibe mir bald wieder und behalte mich lieb!!

Ewig

Dein Ferdinand.

Amsterdam, 26. August 1833.

Liebe, theure Lina!

Endlich einmal ein ruhiges Stündchen, und wem sollte ich dieses wohl besser widmen können, als Dir, Du theures Mädchen, dessen reine Herzensgüte und wahre, innige Liebe mir bei meinem, nur zu rasch dahingeschwundenen Dortseyn wieder auf's Neue so lebhaft gegenwärtig wurden? Glaube nicht, daß Mangel an Liebe die Veranlassung sey, daß ich Dir erst jetzt, am sechsten Tage nach meiner Ankunft schreibe. Da ich zwei Comptoiristen krank fand, so hatte ich gleich anfangs alle Hände voll zu thun, und da ich drei Wochen auf der faulen Bank gelegen hatte, so mußte ich mich in den ersten Tagen wirklich anstrengen, um wieder in den Schuß zu kommen. Nun bin ich aber darin, und jetzt soll der erste Brief, den ich schreibe, an Dich gerichtet seyn.

Daß meine Reise ohne alle Fährlichkeit abgelaufen sey, wirst Du von Moritz schon gehört haben, und vielleicht auch ein wenig eifersüchtig auf die hübsche Cölnerin seyn, deren ich gegen ihn erwähnte. Dazu hast Du aber — schon meine offenherzige, gewissenhafte Beichte beweist Dir dieß — durchaus keinen Grund, und wenn mir das in der That allerliebste Kind auch bis Amsterdam im Kopfe lag, so ist es doch jetzt wieder gebührend daraus verwiesen und hat die Reise vom Kopfe zum Herzen, wo Du allein wohnst, überhaupt gar nicht machen können.

Madame Frank habe ich gestern meine Aufwartung gemacht und bin sehr artig aufgenommen worden.

Dumm ist es nur, daß sie bei solchen Gelegenheiten immer von Soest spricht, und 20mal aufgewärmte Familiengeschichten wieder auf's Neue in Anregung bringt. Vor Moritz scheint sie übrigens doch hohe Achtung zu hegen, kann aber, bei ihren großstädtischen Vorurtheilen nicht begreifen, wie er glücklich und zufrieden leben sollte. — — — — — — — — — Jetzt, da er an seinen Kindern, besonders an dem lieben, wilden Ferdinand, solche Freude erlebt, glaube ich doch, daß er sich wirklich glücklich fühlt. Wer verdiente es auch wohl mehr, als gerade er?

Wie sehr ich mich in den ersten Tagen meines Hierseyns in Euren stillen, traulichen Kreis hineinsehnte, brauche ich Dich wohl nicht zu versichern. Die traurige Oede und Leerheit meiner Junggesellenwirthschaft lag mir so drückend auf der Seele, daß ich zuweilen unbemerkt geweint habe, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Wenn ich doch in Westphalen so viel zu verdienen wüßte, wie hier! Dann sollte unserer augenblicklichen Vereinigung, die sich vielleicht jetzt noch Jahre hinausschiebt, Nichts mehr im Wege stehn. Ich fühle es tief, daß das wahre, echte Glück nur im engen, herzlichen Familienleben zu finden ist — allein zu stehen, wie ich hier, ist, wenn ich auch noch jung bin, und vielleicht von manchen Andern meines Alters nicht verstanden werde, unerträglich. Wir wollen indessen dem Glücke vertrauen. Im nächsten Jahre muß es sich, wie ich Dir mündlich schon sagte, entscheiden, ob ich nach Lüttich komme, oder nicht. Im letzten Fall gehe ich, wenn ich am Rhein eine gute Stelle finden

kann, nach Deutschland zurück, wo wir einander auch schon näher sind, als jetzt. Laß uns nur den Muth nicht sinken! „Guten ergeht es am Ende doch gut!" sagt Salis, und gut sind wir ja — ich meinerseits ohne Ruhmredigkeit gesprochen, — alle Beide! —

Gestern Morgen habe ich zuerst Chocolade getrunken, die mir vortrefflich, wenn auch nicht so gut geschmeckt hat, als wenn Du sie mir zubereitet hättest. Das am Morgen meiner Abreise gepflückte Blumensträußchen habe ich glücklich in der Tasche meines Mantels mit hierher gebracht und in mein sentimentales Herbarium gelegt, wo es mich noch oft an Dich erinnern soll. Als Gegenstück schicke ich Dir einliegend ein hier gebrochenes Lindenblättchen, welches Dir den Vers von Heine:

„Schau' dies Lindenblatt, Du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden, u. s. w.

in's Gedächtniß zurückrufen mag.

Hast Du schon die Elixiere des Teufels holen lassen und Dich daran ergötzt? Wenn Du sie gelesen hast, so schreibe mir doch, welchen Eindruck das Buch auf Dich gemacht hat; wahrscheinlich keinen durchweg angenehmen. Es ist zu grausig. — Was macht Linchen mit dem Letzten der Mohicans? Eigentlich ist es doch nicht gut, daß das Mädchen schon Romane liest, wenn der eben genannte auch keinen übeln Einfluß auf sie ausüben wird. Wenn sie ihn ausgelesen und sonst Zeit hat, Du auch übrigens keinen Nachtheil dabei für sie siehst, so mußt Du ihr Coopers Ansiedler an den Quellen des Susquehannah und nach diesen die Steppe von Cooper geben, welche

gleichsam die Fortsetzung des Letzten der Mohicans ausmachen. Ich ergötze mich jetzt an Jean Pauls Quintus Fixlein, den ich Dir mit seiner Thiennette aus voller Ueberzeugung empfehlen kann.

Meinen Besuch bei den Elberfelder Verwandten wirst Du in meinem Briefe an die Mutter kurz beschrieben finden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, gute Lina! lebe wohl, herzlich wohl! Laß die kurze Zeit unsers Zusammenseyns bis zum Wiedersehen freundlich in der Erinnerung fortleben! Behalte frohen Muth und schreibe mir bald wieder!

Mit steter, unveränderlicher Liebe

Dein

Ferdinand.

den 27. Aug.

Ein Lindenblatt konnte ich nicht mehr auftreiben, ich lege daher einen Grashalm bei, den ich heute auf dem Spaziergang im Munde transportirt habe; lach' aber nicht!

Fragment eines Briefes vom 5. Sept. 1833.

Dem Kistchen Blumenzwiebeln wollte ich für Dich das in Leipzig und Iserlohn erscheinende Taschenbuch: Lies mich! für 1834 beilegen, welches sechs Reimereien von mir enthält. Es war aber kein Platz mehr da und Du mußt es daher zu gut behalten. Wahrscheinlich wird es auch bei Nasse zu lesen seyn. Zwei dumme Druckfehler mußt Du bei der Lectüre verbessern, und statt im S t r a u c h — e i n S t r a u c h, statt g o t t-

gerechte — gottgeweihte lesen; kannst's auch mit Bleifeder in dem Exemplar von Nasse corrigiren, damit spätere Leser nicht glauben, ich ließe Unsinn drucken.

Daß auch ihm Stunden des Zweifelns an seiner dichterischen Begabung nicht erspart blieben, bekunden einige Zeilen eines undatirten Briefes, der anscheinend aus der Zeit seines erst aufblühenden Ruhms stammt; und gerade die fremdländischen, farbenprächtigen Bilder, die vor seinem Geiste erstehen und denen er dichterische Form verleiht, scheinen seine Zweifel zu erregen.

„Nun verhehl' mir aber Nichts, darum bitt' ich Dich herzlich. Table mich ohne Rückhalt, wo ich's verdiene — das ist das einzige Mittel, mich wilde Ranke noch zu etwas Ordentlichem zu ziehen. Ich meine immer, ich machte Bilder und keine Lieder — am Ende bin ich gar kein Dichter — es ist zum Todtschießen. —"

Amsterdam, 13. Octbr. 1834.

Theure Lina!

Als ich Dich und Karl am vorigen Donnerstag Morgen im Steingraben verlassen hatte, und die Postgasse hinaufwandelte, war mir doch eigen zu Muthe. Zum Glück hatte das Schicksal wieder einen Lipper (die mir auf dieser Reise besonders in den Wurf gekommend sind) den Superintendenten Volkhausen aus Horn und seine Nichte, Tochter oder Enkelin Finke in den Wagen geregnet, die mir wieder eine Menge

Neuigkeiten aus dem Lande hinter den Bergen erzählten und meinen Trübsinn zerstreuten.

So ein Wiedersehen ist doch eine herrliche Sache, — wenn es nur nicht von so kurzer Dauer wäre, und das Abschiednehmen nicht darauf folgte! Als ich kaum eine Viertelstunde im Schnellwagen gesessen hatte, fiel mir noch so Manches ein, was ich Dir gern gesagt hätte, daß ich ordentlich auf mich selbst böse wurde, wie ich es nur hatte vergessen können. Wichtige Sachen waren es freilich nicht, sondern meist unbedeutende Kleinigkeiten, deren Mittheilung und Besprechung uns aber doch Freude gemacht hätte. Ach, wenn man sich nur so kurze Zeit besitzen kann, vergißt man so leicht das Eine oder Andere, was man sich erst hatte sagen wollen. Die Hauptsache haben wir uns aber doch gesagt — daß wir uns nämlich noch mit unveränderter Liebe zugethan sind und uns durch keine ungünstigen Verhältnisse verstimmen lassen, sondern, das Ziel unserer Wünsche im Auge, der Zukunft heiter entgegensehn wollen. Bei redlichem Wollen — und seit diesem Besuche ist es mir, als fühlte ich doppelte Kraft und doppelten Eifer in mir! — kann und soll es uns nicht fehlen! —

Weißt Du, wann ich eigentlich am heitersten und glücklichsten in Deiner Nähe gewesen bin? — Das war, als wir vor dem Windmühlengang*) ganz allein im grünen Stübchen saßen, und Du mir den Caffe credenztest. Wenn wir in der Folge nur so viel haben,

*) Die „Windmühle“ ist ein ländlicher Vergnügungsort in der Nähe Soests.

um jeden Tag einen so comfortablen Mokkatrank zu schlürfen — N.B. man muß vorher aber auch gut gegessen haben! — so bin ich gern zufrieden. Unnützem Glanze und überflüssiger Pracht, in denen ich mich ohnehin nicht zu bewegen weiß, sind wir ja beide feind.

Ich habe jetzt schon angefangen, meine eignen und übersetzten Siebensachen zusammenzuschreiben, und denke, daß es mir gelingen wird, dadurch auf die mit Dir besprochene Weise ein Unterkommen zu finden. Fern soll es übrigens von mir sein, die Poesie „zur Kuh herabzuwürdigen, die uns mit Butter versorgt". — Wie gesagt, ist es meine Idee, durch Uebersetzen Engl. u. Franz. Romane und Reisebeschreibungen, wo möglich von einem tüchtigen Buchhändler dazu engagirt, unsern Lebensunterhalt zu verdienen, das Dichten aber, wie früher, stillen Nebenstunden aufzubehalten.

Wenn Du Recensionen meiner Gedichte im Musenalmanach finden solltest, so theile sie mir doch mit, unter Angabe des Blattes, worin sie stehen. Da ich nur wenige Journale, und diese ziemlich spät nach ihrem Erscheinen zu Gesicht bekomme, so muß ich Dir mit dieser Bitte lästig fallen. Du darfst mir aber auch keinen Tadel verschweigen.

Ich wollte, ich wohnte in der Sächsischen Stadt Oschatz, blos wegen der Ueberschrift meiner Briefe an Dich. Ich könnte dann Anrede und Datum mit einander verschmelzen und würde heute z. B. geschrieben haben:

O Schatz! — 13. Octbr. 1834.

Das wäre zeit- und dintesparend.

Siehst Du wohl, jetzt bin ich wieder lustig! Schreibe mir bald, bald wieder!

Immer Dein Ferdinand.

Amsterdam, 6. Jan. 1835.

Liebe, gute Lina!

In der größten Eile — denn ich habe heut über 100 Contocorrente mit Begleitschreiben zu versehen und in die Welt zu schicken — setze ich mich eben hin, um Dir für den herrlichen Schiller, der noch spät am Sylvester Abend bei mir anlangte, und mit dessen unsterblichen Liede an die Freude ich auf meinem Kämmerchen, an Dich und alle Lieben denkend, das neue Jahr begonnen habe, meinen Dank zuzurufen! — Gutes, theures Mädchen, welch eine Freude hast Du mir gemacht!!! — und welche schönen Blumen! — und das Backwerk, was ich n. b. gleich aufgeknuppert habe, so daß in fünf Minuten keine Spur mehr davon zu sehen war! — Dank, Dank, herzlichen Dank!! — Der Schiller ist schon bei'm Buchbinder und kriegt eine prächtige Lederjacke! Bald mehr!!

Immer und ewig

Dein

Ferdinand.

Fragment eines undatirten Briefes. Mai 1835.

„Ich schicke bei der Gelegenheit von Karls Geburtstag*) einige Kleinigkeiten für ihn, die Mädchen und

*) Der 12. Mai.

Schwollmanns Kinder ab, und lege auch eine Dir bestimmte Weihnachtsgabe: Die Pilger am Rhein, versiegelt für Dich bei! — O Gott, wie wenig und schlecht gegen Das, was ich Dir geben, thun und bringen sollte, und was Du Engel verdienst. — Nimm das freundliche Büchlein freundlich auf. Es wird Dir zum Herzen sprechen. Ich habe es vor dem Einpacken noch einmal gelesen — es ist zu schön! Die Liebe, besonders die Liebe, welche die einzig ächte ist und bloß mit diesem Namen belegt werden sollte, ich meine, die auf innige Verwandtschaft der Geister gegründete Liebe, ist in diesem Buche so innig und rührend beschrieben, und der Schlußaccord, in welchem das Ganze zart und leise verhallt, so köstlich, daß ich, ich schäme mich dessen nicht, mit Thränen in den Augen von Gertruds Grabe geschieden bin. Ich betrachte das Buch als eine Verherrlichung der Liebe. Und möge es so auch Dir erscheinen! Möge Dir sein, als ob jedes innige Wort, was Du darin liesest, aus meinem Munde an Dich ginge, Du liebes Mädchen von Mecheln! — Ja, das ist Dein Character! So gut, so aufopfernd bist gerade Du, und darum liebe ich Dich so über Alles! — Gott wird helfen, daß ich es Dir einst mehr und besser zeigen kann, als mit diesen Worten! —"

Dem vorstehenden Schreiben lief ein anderes, von Karoline entgegen, welches abzusenden sie kaum den Mut gehabt haben würde, wären die innigen Zeilen Ferdinands schon in ihren Händen gewesen.

Frank war in jenen Tagen in Soest. Er mußte irgendwie eine Kunde von dem zwischen den Beiden beste-

henden Verhältniß erhalten haben und hatte sich bewogen gefühlt, Karolinen gegenüber Andeutungen fallen zu lassen, als könne dasselbe zu einem Hinderniß für Ferdinands Lebensweg werden. Ihrer großen Feinfühligkeit gegenüber bedurfte es nur solcher andeutenden Aeußerungen, um wiederum Das, was sie selbst früher gegen die Vereinigung mit Freiligrath einzuwenden gehabt, als bedeutendes Hinderniß derselben vor sich erstehen zu sehen, und sie säumte nicht, dem Geliebten, mit dem sie nun ihr Lebensglück aufgab, die Freiheit zu geben. Gewiß haben die, gerade nach der Absendung ihres unter schweren Kämpfen geschriebenen Briefes eintreffenden Zeilen ihres Verlobten sie tief erschüttert.

Seine Antwort scheint etwa 8 Tage später geschrieben.

Undatirt. Mitte oder Ende Mai 1835.

Einen Tag nach dem Abgang meines letzten Briefes an Dich erhielt ich den Deinigen, den Du zwar nicht beantwortet haben willst, den ich Dir aber doch aus dem Grunde beantworte, weil ich Schweigen auf eine solche Eröffnung und unter solchen Umständen für schlecht und meiner nicht würdig halte, um so mehr, als ich es für meine heiligste Pflicht ansehe, Dir, ehe ich Dein Lebewohl feig erwidere, zu zeigen, daß meine Liebe zu Dir kein leichtsinniges Spiel gewesen ist, und daß ich Nichts, was ich kann, versäumen will, was, wenn Du willst, zu unserer baldigen Verbindung, die einst ja auch Dein Wunsch zu sein schien, führen kann.

Dir zu sagen, welchen Eindruck Dein Brief heute

vor 8 Tagen bei'm ersten Lesen auf mich machte, wie ich mit Thränen in den Augen und zähneknirschend draußen herumgelaufen bin und die ganze Woche mit Gott und mir selbst gehadert habe — das ist nicht nöthig, denn Du weißt es! — Wie ich aber auch Deine Liebe gerade darin, daß Du von mir scheiden willst, erkannt habe, und wie eben dieß meinen Schmerz tausendmal herber gemacht hat, das weiß Gott! In dem Briefe, den Du mir mit Deinen vorletzten zwei Zeilen versprachst, hoffte ich nähere Aeußerungen Franks über mich zu erfahren, um mich danach richten zu können, — daß Du mir aber Das schreiben könntest, daran hatte ich, so wahr Gott lebt, nicht gedacht.

Kannst Du denn wirklich glauben, daß ich so auf's erste Wort von Dir scheiden würde? Kannst Du glauben, daß ich mein gegebenes Versprechen brechen, und Dich, die Du durch Deine Herzensgüte über Tausenden von Weibern stehst, einer trüben Erinnerung, mich aber einer nie endenden Reue preisgeben würde? — „Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, eine zufriedene Ewigkeit!" schrieb mir vor zehn Jahren eine gute, alte Frau in's Stammbuch, und ich fühle, was es sagen will. Und wenn mir durch Dein Entsagen auch das Glück, die lachende Minute zu Theil werden könnte, was nie, nie geschehen wird, hältst Du gerade mich denn für seicht genug, um der Minute eines Glücks die Zufriedenheit einer Ewigkeit opfern zu wollen? —

Daß ich Dich geliebt habe, daß ich Dich liebe, daß ich die Absicht hatte und habe, Dich so glücklich zu

machen, wie Du es verdienst — brauche ich Dir das noch zu sagen? — Eins freilich habe ich mir zum Vorwurf zu machen, und die Thränen, welchen ich, wie ich schreibe, nicht wehren kann, thun deswegen Abbitte bei Dir, — daß ich den Unsrigen unser Verhältniß nicht gleich, als ich wegging, offenbarte. Vieles könnte dann vielleicht anders und besser sein. Doch — und jetzt komme ich zum eigentlichen Zweck meines Briefes — ist es denn auch jetzt zu spät dazu? — Wahrhaftig nicht! — Im beiliegenden Brief an Moritz theile ich ihm Alles mit und Du kannst selbst daraus ersehen, wie ich jetzt vorhabe, uns eine Existenz zu verschaffen. — Ich wiederhole es Dir (und mein Brief an die Mutter wird es Dir schon bestätigt haben) hier werde ich es nicht weiter bringen, als ich jetzt bin! — Darum, wenn Du so glücklich mit mir zu werden glaubst, wie ich es mit Dir zu werden gewiß bin, so gieb meinen Brief an Moritz unvorzüglich ab! Den Deinigen betrachte ich als nicht geschrieben!! Laß Franks Ideen, die er ja doch nie an mir wird erfüllt sehen, laß Deine eigenen Vorurtheile uns nicht den einzigen Weg versperren, der jetzt zu unserer baldigen Verbindung führen kann!

Glaubst Du demungeachtet bei dem einmal Gesagten bleiben zu müssen, so werde freilich auch ich zu tragen wissen. —

Unser Schicksal ruht jetzt in Deiner Hand und der Entscheidung sieht entgegen

Dein

Ferdinand.

Diese Zeilen waren nur zu sehr geeignet, Karolines Entschluß zu erschüttern, und hat bei Freiligrath damals schon und vielleicht gerade durch ihr Verzichten zuerst und vorübergehend, ein innerer Widerstreit der Gefühle stattgefunden, — wie ein in dieselbe Zeit fallender Brief an Jerrentrup*) vermuten läßt — so trat ein solcher in diesem Schreiben nicht zutage, da das „so werde freilich auch ich zu tragen wissen", nach dem Vorhergehenden, aus tief verletzter Liebe, verletztem Stolz hervorgeht.

Welcher Art die Projekte waren, die er dem Onkel Moritz in dem erwähnten Briefe vorlegte, ob Karoline denselben abgegeben, oder nicht, ist mir weder bekannt geworden, noch finde ich irgend welches Schriftliche darüber. Sie werden eben nicht ausführbar gewesen sein.

In das Jahr 1835 fällt auch die Veröffentlichung mancher seiner Gedichte im Morgenblatt und Musenalmanach und die daraus hervorgehende Befestigung der Beziehungen zu Gustav Schwab und A. v. Chamisso, obgleich Letzterer persönlich erst im Frühjahr 1836 an Freiligrath schrieb. Auch mit Uhland eröffnete sich, auf Schwabs Veranlassung, ein vorübergehender Briefwechsel, wozu des Ersteren Studium der altdeutschen Volkspoesie die Veranlassung gab, deren Spuren er auch in Holland verfolgte, und wozu Freiligrath ihm durch Aufsuchen alter Lieder, Aufstöbern alter Bücher &c. behülflich sein sollte.

Wie frohe, herzerfrischende Klänge durchziehen diese Mitteilungen die Briefe an seine Braut. „Es ist wahrlich eine Freude, mit den Männern so genau in Berührung gekommen zu sein. Uhlands Briefe charakterisiren ihn

*) W. Buchners F. Freiligrath. S. 123.

ganz als den innigen, tiefen Dichter; Schwab ist die Freundlichkeit und Herzlichkeit selbst.“ Und an anderer Stelle, „Wenn ich erst dort bin, sehen wir einmal meine ganze gelehrte Correspondenz zusammen durch.“

Das Jahr 1836 brachte ihm die Befreiung von den Amsterdamer Fesseln, und wie ein tiefes Aufatmen, wie ein Aufschwingen aus lähmender Enge klingt sein „Da wäre ich denn endlich frei, frei diesen Sommer, wie der Vogel in der Luft“ 2c., welches er anscheinend unmittelbar nach der Kündigung bei Frank aufs Papier geworfen, und dem dann aus vollem Herzen das „Herr Gott, wie freue ich mich, mal wieder nach Soest, zu Euch, zu Dir zu kommen“ folgt. Auch weil er, eines entschiedenen Unwohlseins halber, welches er sich durch die nächtliche Uebersetzungsarbeit der Hugoschen Oden zugezogen, eines vorläufigen Ausruhens bei den Seinigen dringend bedurfte, wünschte er der Zeit Flügel, hatte aber doch noch bis Mitte Juni seine Stelle auszufüllen.

Und dann noch einmal elf Monate schönen, innigen Zusammenlebens, Heinrich Jerrentrup als täglicher, lieber Gast fast als zu uns gehörig und als Hausgenosse angesehen. Gewiß genießt man auch als Kind schon eine solche Zeit in vollen Zügen, nimmt aber die täglichen schönen, befriedigenden Eindrücke als etwas Selbstverständliches auf, ohne daran zu denken, wie rasch die Tage, und besonders die guten, entfliehen. Erst wenn sie vorüber, erschließt sich uns das Verständniß ihres vollen Wertes und mit ihm zugleich das schmerzliche der Vergänglichkeit.

Freiligrath verließ während dieser ganzen Zeit das alte Soest nur zu einsamen, oder mit der Familie und dem

Freunde unternommenen, kurzen Ausflügen in die ländliche Umgebung Soests und nach den schönen Punkten des Arnsberger Waldes. Auch in dem schön gelegenen Arnsberg war er bei einem dem Onkel Moritz befreundeten Philologen, dem Professor Pieler, ein freundlich aufgenommener Gast. Außerdem wohnte er einem großen Herbstmanöver in der Gegend von Salzkotten bei, wo ihm, zwischen Zelten und Wachtfeuern, mitten im Getümmel des Lagers, plötzlich, im Vorübergehen, die ihn für den Moment so tief erschütternde Kunde von dem Tode Grabbes wurde, nach welcher in der darauf folgenden, schlaflosen Nacht das Gedicht „Bei Grabbes Tod" entstand.

Er arbeitete die Morgen und oft die ganzen Tage hindurch fast unausgesetzt, außer bei den Mahlzeiten nur eine gelegentliche Nachmittagsstunde in der Familie weilend, doch, mit seltenen Ausnahmen, jeden Abend in derselben zubringend. Meine damals 14jährige Schwester Lina wurde für mich fast zu einer Respektsperson, da sie oft stundenlang in das Abschreiben seiner von ihm zur Herausgabe ausgewählten Gedichte vertieft, bei ihm saß.

Sein Verkehr beschränkte sich fast nur auf Jerrentrup, doch galt sein häufiger Besuch der Nasseschen Buchhandlung wohl nicht allein litterarischen Interessen, denn der Buchhändler Nasse, dessen feine, interessante Erscheinung noch lebhaft vor mir steht, obgleich er früh, schon in meiner Kindheit, starb, soll ein hochbegabter, geistvoller Mann gewesen sein und stand mit seiner Familie zu der unsrigen in freundschaftlichen Beziehungen. Die Mitglieder eines alle vierzehn Tage sich versammelnden Herrenkränzchens, welchem beizutreten mein Bruder aufgefordert wurde, sind,

bis auf zwei junge Theologen und den etwas übergenialen Musiker Bertelsmann, dessen Name in den ersten Barmer Briefen ab und zu genannt wird, meinem Gedächtniß entschwunden und ist Freiligrath zu keinem derselben in nähere, dauernde Beziehungen getreten.

Das Weihnachtsfest brachte uns in diesem Jahr drei Bescheerungen. Der abendlichen im Steingraben, nach dem Gloria*), welcher nach alter Regel die am frühen Festmorgen auf der Rose folgte, ging diesmal eine in Ferdinands Zimmer voraus, bei welcher auf seinem von Büchern und Manuscripten befreiten, weiß gedeckten Arbeitstisch für jedes Familienglied eine passende Gabe lag. Und wie froh und glücklich sah er aus in der Freude des Bescheerens!

Die Zeit verflog nur zu rasch. Als die alte Stadt, mit ihren vielen Gärten und dem Kranz der sie umgebenden, größtenteils der Obstkultur gewidmeten, alten Festungsgräben, Gräften genannt, wieder ihr weißes, grün und rosig überhauchtes Frühlingsgewand angelegt, welches sie, die düstern, altersgrauen Stadt- und Gartenmauern in seine Blütenpracht einhüllend, mehr verschönt, meine ich, als irgend eine ihrer gleichaltrigen Schwestern, da hieß es wieder Abschied nehmen. Am 21. Mai 1837 verließ uns mein Bruder, um eine Stelle in Barmen bei den Herren von Eynern anzutreten; von da ab wohl häufiger, als es von Amsterdam aus möglich war, doch immer nur auf wenige Wochen zu uns zurückkehrend.

Hatte das Verhältniß zu Karoline im Verlauf dieser Zeit die eine oder andere Störung oder Trübung erlitten —

*) Das „Gloria in excelsis Deo" wird am heil. Abend auf der Galerie des Turms der Petri-Kirche von Schulkindern gesungen.

ich meine von ihr gehört zu haben, daß sie auch nach seiner Heimkehr ihm noch einmal die Freiheit angeboten — so scheint dasselbe bei seiner Abreise befestigter als je gewesen zu sein. Seine ersten flüchtigen Zeilen sind noch in Soest, im Augenblick vor der Abreise, an der Post geschrieben, wohin Jerrentrup, welcher der Ueberbringer war, ihn jedenfalls begleitet hatte:

Liebe, gute, theure Lina!

Da hast Du schon mein erstes Briefchen! — Nochmals: fasse und behalte Muth, vertraue mir und sei heiter! — Die Sonne scheint mir freundlich auf's Papier. — Ich küsse Dich!

Immer

21. Mai 37 — Dein

6 Uhr Morgens. — Ferdinand.

Undatirt, Barmen, Ende Mai 37.

Liebes, theures Mädchen!

Ich habe gescholten, wenn Du traurig warst, und nun bin ich's selbst. Wenn ich einsam, oder nicht bei der Arbeit bin, so schießen mir die Thränen unwillkürlich in die Augen, und mein einsiedlerisches Mittagsbrod habe ich gestern und heute in der That mit meinen Thränen befeuchtet. — Das mußt Du aber nicht als ein Verzagtsein, als ein Verzweifeln an der Zukunft ansehen; — ich bin in der Hinsicht jetzt freudiger und sicherer, als je — wohl aber schmerzt die Trennung von Dir, gute, liebe Lina, mich tiefer, als ich's, bei aller meiner Liebe zu Dir, je erwartet hatte! Theures,

geliebtes Mädchen, behalte mich lieb und vertraue mir! Es soll und muß uns gut gehen! Mein Wille ist wahrhaftig gut, und ich bitte Gott, daß er mir Kraft geben möge, Dir durch einen baldigen Erfolg meines Strebens die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen Dich an den Tag zu legen.

Erwarte heute nicht viel von mir! Da ich noch keine Dinte in Deinem Dintenfäßchen habe, auch sonst noch schlecht eingerichtet auf meinem Zimmer bin, so schreibe ich dieß auf dem Comptoir und muß daher machen, daß ich schnell fertig werde. Nächste Woche erhältst Du einen längern Brief. —

Wie es mir geht und wie ich aufgenommen bin, siehst Du aus dem Briefe an die Mutter. Die Herren von Eynern sind wirklich liebe Leute, und behandeln mich mit zuvorkommender Freundlichkeit. Unaufgefordert bringen sie mir Bücher, die mich interessiren können, auf's Comptoir mit, sprechen über Dies und Jenes mit mir u. s. w. — Ich glaube, daß ich keinen bessern Posten hätte antreten können, was die Behandlung betrifft. —

Bist Du denn auch schon mit Jerrentrups Heinrich spazieren gegangen und hat er Dir am Sonntag auch noch mein Zettelchen gegeben? — Geh' doch zuweilen mit ihm; er wird Dich beruhigen! —

Ich erwarte mit Sehnsucht ein Briefchen von Dir!! — Bitte, laß mich nicht zu lange warten! Ich drücke Dich an mein Herz!

Immer und ewig

Dein Ferdinand.

Die Briefe von 1837 und 1838 folgen einander mit seltenen Ausnahmen ziemlich rasch — gewöhnlich von Woche zu Woche — und behandeln ausführlich sein Leben, sein Denken und seine Beziehungen. Den ganzen Tag an sein Pult gefesselt, war das häufige abendliche Schreiben an Karoline und die Seinigen ihm eine Erholung und auch immerhin ein ihm notwendiger Ersatz für den persönlichen Verkehr fast eines Jahres.

Am ersten Juni 1837 schreibt er ihr, daß er durch einen Besuch verhindert worden sei, einen Auftrag für sie auszuführen.

„Einen Brief mußt Du nun aber jedenfalls spätestens bis morgen haben, und ich wage es deshalb, da eben keine pressante Arbeit vorliegt, Dir vom Comptoir aus ein Lebenszeichen von mir zu geben. Die Alten sitzen um mich herum und denken wunder, wie fleißig ich wäre, wenn sie meine Stahlfeder über's Papier knirschen hören."

Er meldet dann den Empfang seiner Koffer. Alles, auch Bücher und Bilder, sei richtig und in der Hauptsache wohlbehalten eingetroffen, doch habe der Shakespeare einen tüchtigen Nagelriß auf seinem blaugepreßten Rücken aufzuweisen.

„Dein Blättchen und Deinen Blumenstrauß habe ich auch gefunden, Du Liebe, Gute! — Sie fielen mir gleich bei'm Abnehmen der ersten Lage in's Auge, und den Strauß habe ich am Spiegel festgemacht, daß er mir täglich schon früh Morgens entgegensieht und mich an Die erinnert, die ihn im Gedächtniß an mich brach.

Aus dem Schwarm von Bekannten, die sich in den

ersten Tagen zum Theil aus bloßer Neugier an mich herandrängten, senkt sich nach und nach schon das gehaltreichere, wenn auch der Zahl nach geringere Korn zu Boden, während die Spreu vor und nach von selbst verfliegt, ohne daß ich noch erst nöthig hätte, sie wegzublasen. — Und so muß es auch sein! — Diese Menge von sogenannten Freunden verwirrt und betäubt mich nur. — Glücklich kann ich nur in einem kleinen Kreise sein, der mich liebt und mich versteht — und dessen Königin sollst einst Du sein! — Gute Lina, wie lieb' ich Dich! Wie fühl' ich mit jedem Tage mehr, was Du mir bist und was ich an Dir habe! —

Die Gegend hier ist ganz herrlich. Eine viertel oder halbe Stunde Laufens, und man ist mitten in den frischesten, grünsten Berg- und Buschpartien, wo man die aschgrauen Straßen Wupperfelds vergessen kann.

Vorigen Sonntag war ich zu Elberfeld bei der trefflichen Aufführung des grandiosen Oratoriums „Paulus" von Mendelssohn zugegen. Wärst Du doch bei mir gewesen!! —"

Fragment vom 28. Juni 1837.

„Vorigen Donnerstag war ich auf einer brillanten Hochzeit bei v. Eynern, wo ich mir in schöner Gesellschaft (ich war wegen meines Carmens vorzugsweise vortheilhaft placirt worden) in der That ein Champagner-Räuschchen holte und zuletzt lauter dumme Streiche machte. Doch hab' ich immer an Dich gedacht, — ich beichte ehrlich. — — — —

Von Chamisso erhielt ich vorgestern einen Brief, der mich zu Thränen gerührt hat. Jerrentrup, dem ich ihn in Abschrift mittheile, wird ihn Dich lesen lassen. Es ist natürlich Nichts auf die Weise, wie er meint, aber die Güte, die Herzlichkeit des wackern Veteranen ergreifen mich tief.

Ich umarme Dich! heiße Küsse!

Schreib bald wieder

Deinem

Ferdinand.

Die Kunde von besagtem Räuschchen war schon vor seiner Mitteilung an seine Braut gelangt und er berührt nun, unter'm 19. Juli, scherzend eine Frage von ihr mit dem Bemerken, „so habe ich beschlossen, Dir die gewünschte Nachricht — — — erst in einem meiner folgenden Briefe, und zwar dann zu geben, wenn Du mir der Wahrheit nach bekannt hast, wer Dir von meinem unschuldigen Donnerstagsräuschlein bereits am Sonntag darauf geplaudert hat. Die Fräulein E. gewiß nicht! — Höchstwahrscheinlich wird es Bertelsmann gewesen sein, dem ich in meinem ersten und letzten Briefe an ihn eben von der Sache geschrieben, da ich weiß, daß er an so was Antheil nimmt."

Fragment vom 26. Juli 1837.

„Jerrentrup wird Dir mit diesen wenigen Zeilen die Lieder des Dir bekannten Niclas Müller übergeben, und ich bitte Dich, sie als einen freundlichen Beweis meines steten Andichdenkens freundlich annehmen zu

wollen. Du wirst Vieles darin finden, was Dich innig ansprechen wird, und wenn es Dir Freude macht, Deinen Bären gelobt zu sehen, so wirst Du, außer in dem Gedicht, welches Du kennst, auch noch in der Selbstbiographie und in Schwabs" — (hier ist ein Wort durch Lösen des Siegels ausgerissen) „Einiges über mich finden.

Ich möchte die Feder zerstampfen, daß ich Dich jetzt nicht in die Arme schließen kann. Wenn ich an Dich schreibe, so werden alle mit Dir im letzten Jahre verlebten süßen Stunden im Geiste lebendig, und ich möchte Flügel haben, um zu Dir zu fliegen.

Bis Montag mehr! —

Immer und ewig

Dein Ferdinand.

Seinem Unmut über die sich stetig steigernde Anzahl lästiger Bekanntschaften macht er in einem Schreiben vom 16. August 1837 Luft:

„Ich muß jetzt aber das Rauhe (Allerlei R.) nach Außen kehren — besser grob heißen, als so von Hinz und Kunz besucht und eingeladen zu werden! — Lieber todt sein, als so molestirt zu werden! —"

Er hebt hervor, daß im Gegensatz zu seinen meisten Barmer „Connoissancen" ein Teil der Elberfelder wahrhaft interessant sei, daß ihm aber ein abendlicher Weg von zweimal $^{5}/_{4}$ Stunden den Verkehr erschwere.

„Du weißt, welch einen Ekel ich vor aller aesthetischen Schönthuerei, vor aller Schautragung der Poesie habe und wirst Dich gewiß noch der komischen Beschreibung meines Hineinplumpens in den aesthetischen

Thee bei'm Landgerichtsrath v. Marêns auf meiner ersten Barmer Reise erinnern. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einen solchen erneuerten Widerwillen gegen derlei Narrheiten gekriegt, daß ich mir bei meinem Hierhergehen fest vornahm, weder von M. noch sonst einen der Elberfelder Schöngeister wieder aufzusuchen. Drittehalb Monate — bis vor 14 Tagen — habe ich meinen Entschluß auch gehalten, als ich plötzlich abends zwischen 7—8 Uhr den Redacteur der Elberfelder Zeitung, Dr. Runkel, mit v. M. bei mir eintreten sehe, Ersteren, meine Bekanntschaft zu machen, Letzteren, sie zu erneuern. Artigkeiten, Höflichkeiten, Vorwürfe, warum ich sie nicht besuche, 2c. 2c. und so bin ich denn auch in diesen Rummel hineingerathen. Marêns ist ein gescheidter, interessanter Kerl, durchaus Weltmann, und die Affenschande, die sie in jenen Kränzchen mit der Poesie treiben, ist am Ende auch so schlimm nicht, als es mir früher schien. Dennoch wollt' ich am Ende, man ließe mich in Ruh! — Meine Lust, in den Wald zu gehen, erwacht in dieser Zeit mit verdoppelter Stärke. S'ist ein verdammt schlechtes Comödienspiel, dieses Leben! Und zumal das in der großen Welt! — Wie sehne ich mich aus diesem Getreibe, dem ich mich sicher theilweise entziehe, ehe der Sommer herum ist, auf mein stilles Soester Stübchen. — — —

Verlaß Dich nur drauf, daß diese Tummelei mir mein Hauptziel nicht aus den Augen rückt, und daß wir, Du und ich, seiner Zeit einmal in Ruhe leben und uns den Kuckuck um den Alfanz da draußen bekümmern wollen. — — — — Ich sehne mich unaussprechlich

nach Dir! — — — — Wo hast Du denn etwas Nachtheiliges über Rousseau gelesen, und welcher Art war es*)? — — — — Jerrentrup wünscht, daß ich vor seiner Abreise nach Herford noch nach Soest kommen möchte. Wann wird diese Statt finden? Wenn es zu keiner gar zu ungelegenen Zeit wäre, so könnte ich es vielleicht einrichten — und dann freutest Du Dich auch wohl, nicht? —" — — — —

Ich bin im Uebrigen wohlauf und setze bei Dir, Du mein Leben, und bei Euch Allen, ein Gleiches voraus.

Du lieber Gott — nun wollte ich Dir auch noch die längst versprochene Beschreibung meiner Häuslichkeit, oder eigentlich Zimmerlichkeit beifügen und es ist schon $1/4$ über 8, folglich hohe Zeit auf's Comptoir. Behalt' es zu gut, bis zum nächsten Mal — ich kann Dir vorläufig die Versicherung geben, daß ich es jetzt ganz wohnlich und comfortabel habe — sogar ein Sopha habe ich, was ich mir aber besonders miethen mußte. Wann wirst Du neben mir darauf sitzen? —"

Ein Brief vom 23. August weist auf einen vom Tage vorher zurück, der nicht vorhanden ist und der, nach seiner Versicherung, daß er sich jetzt beruhigt habe, in großer Aufregung geschrieben, hauptsächlich von seinem Verhältniß zu, seinen Verdrießlichkeiten mit Hub berichtet zu haben scheint.

„Meine Ehre gebietet mir, mich so bald von ihm zurück zu ziehen, als ich kann, und es soll sicher geschehen, sobald der zweite Jahrgang des Odeon fertig ist."

---

*) Jean Baptist Rousseau aus Bonn, Litterat, wird in den Barmer Briefen mehrfach, doch anscheinend ohne tieferes Interesse, namentlich in Verbindung mit Ignaz Hub, erwähnt.

Barmen, 1. Sept. 1837.

Meine liebe, theure Lina!

Mittwoch und Donnerstag sind vergangen, ohne daß ich Dir Deinen lieben Brief vom 19., und Deine Zeilen vom" — (das Datum fehlt) „August beantwortet hätte. Samstag Abend aber mußt und sollst Du ein Lebenszeichen von mir haben, zwar kein bogenlanges, denn ich sitze bis über die Ohren in Indigo-Rechnungen, aber doch zwei Worte und tausend Küsse und die Versicherung, daß ich der Alte bin und bleibe. Sonntag schließe ich mich ein, und dann sollst Du und die Mutter Montag sicher einen langen Brief erhalten! —

Du gutes Mädchen hast Dich über meinen vorletzten Brief gegrämt, wie mir Jerrentrup geschrieben hat, — und hast mir nichts davon gesagt?! — Guter Gott, — wenn Du mir in's Herz sehen könntest, Lina, Du würdest gewiß ruhig sein! — Kennst Du mich denn nicht so genau, um zu wissen, wie auch mir ein solch' wirres und lautes Treiben verhaßt ist? — Lies meinen Brief an Jerrentrup, in dem ich mich weitläufig über den Punkt ausgesprochen, und Du wirst, Du mußt Dich beruhigen! — Ich werde schon wieder in die mir nöthige Stille zurückzukehren und mich in ihr zu behaupten wissen! Die Welt ist mein Element nicht, wie sie auch das Deinige nicht ist, und Du kannst die Ueberzeugung haben, daß ich nicht so dumm, oder so eitel bin, mein Lebensglück um ein bischen Weihrauch zu verscherzen. Sei ruhig und zufrieden und verlasse Dich auf mich! — Du sollst sehen, wie ich mich mit Glanz aus dieser Tummelei herausbeiße!

Einen Spaß will ich Dir doch erzählen, den ich erst erfuhr, als ich Jerrentrups Brief geschlossen hatte. Ich hab' ihm nämlich geschrieben, daß mich ein Herr Ludw. Starkloff, Romanschreiber und zugleich herzogl. Oldenburg. geh. Hofrath, Minister 2c. 2c., ein ganz vürnehmes Thier, besucht hat. — Eh bien, dieser hat, wie mir gestern bei allen Heiligen und parole d'honneur versichert ist, in Elberfeld vor einer Menge Zeugen öffentlich gesagt, in Oldenburg sei die Stelle eines Hafeninspectors mit 600 Thlr. und splendiden Diäten für die jährliche Bereisung der Seeküste, offen, und dazu solle ich auf seine Veranlassung vom Herzoge berufen werden. Was meinst Du dazu? — Ich habe Angst vor einem Hofe!!! — Sag' aber noch Keinem davon, Jerrentrup allein ausgenommen! — Als Starkloff von mir schied, sagte er: „Auf Wiedersehn! — Adieu pflege ich nie zu sagen! — Man trifft sich immer wieder im Leben!" — Jetzt kann ich mir diesen Abschied deuten und bin wirklich gespannt, ob etwas erfolgt. — Bedenken kann man sich ja immer! — Was meinst Du? Ich glaube, Du hast auch Angst, wie ich! — Tausend Küsse! —

Bis Montag.

Dein

Ferdinand.

Fragment eines undatirten Briefes, dessen erstes Blatt fehlt.

— ein klein, niedlich Häuschen — eine Bibliothek — das Meer — manchmal eine Fahrt nach Helgoland oder Norderney — es wäre köstlich!! — doch, es liegt

noch in weiter Ferne, und darauf bauen wollen und können wir noch nicht!! —

Für jetzt wenigstens bin ich noch in Barmen, denn statt des Gebrauses der See schallt in diesem Augenblick die halb-Acht Glocke mir in's Ohr. Da muß ich nun wohl meinen Purpurfarbenen von den Schultern streifen, mich in der Eile noch rasiren und anziehen, und machen, daß ich um acht Uhr gestiefelt und gespornt bin. — Vorher aber drück' ich Dich noch einmal an mich, reibe Dich mit meinen Stacheln (eh' sie gemäht sind) und bin mit tausend Küssen

treu

Dein

Ferdinand.

Mittags 1 Uhr.

„Vorstehendes schrieb ich heute Morgen, und kann nun noch Deinen Brief, vom 8., 10. und 11. beantworten, den ich auf dem Comptoir vorfand. — — —

— — — — — —

Deine Aus- und Ansichten über den Hafeninspector freuen mich. Wenn es etwas gibt, und die Stelle bei näherer Beschreibung so sich ausweist, wie ich sie mir denke, so nehm' ich sie und bestalle Dich stante pede zu meiner Brückenwärterin. Wundern, wundern, wundern soll es mich denn doch! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn das Kirchdorf Wangeroge einen Schultyrannen nöthig hat, so soll G. es werden, mein Seel! Es ist wohlfeil leben da, die Fische hat man umsonst,

und Caffee und Zucker ist billig in dem nahen Bremen zu haben. In den Dünen wachsen treffliche Kartoffeln und wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen. — Nun, laßt mich nur sorgen. Die Poeten sind doch Hauptkerls, und ich sehe mich im Geiste schon als König einer Insel in der Nordsee. —

Wegen Rousseau, über den Du mich fragst, verweise ich Dich auf das erste Blatt dieser Epistel. Mich streicht er über die Maaßen heraus und man sieht mich hier wie ein Wunderthier an. Meine Gedichte bei Cotta werden wohl bald fertig gedruckt sein. Das klingende Honorar habe ich noch nicht in den Fingern, da es sich nach der Bogenzahl richtet; wohl aber sind kürzlich schon Herders sämmtliche Werke als Geschenk von Cotta bei mir angelangt. Ich erbaue mich alle Abend darin (n. b. bei verschlossenen Thüren) — das war ein Geist! —"

— — — — — — — — — — — — — — —

Fragment, 20. Sept. 1837.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wegen der Brückenwärterei in der Nordsee wären wir also nun, für den Fall einer Einladung dahin, im Reinen. Wir müssen es in Geduld abwarten; wollen und können es allerdings noch als nichts Gewisses ansehen, dürfen uns aber doch wohl ein wenig in Hoffnung freuen, da die Sache, wie oft bemerkt, mehr als ein bloßes Luftschloß ist. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Lege mir doch von den losen, vor und nach von Ritter eingetroffenen Blättern für Kunde der Litteratur des Auslands die beiden Nummern zurück, welche meine Uebersetzungen: Der letzte Mensch und der Inchcap-Felsen enthalten! — Du sollst auch zehn Küsse dafür haben, wenn ich wieder bei Dir bin. — Es ist herrliches, köstliches, ganz superbes Wetter! — Moritz ist gewiß auf der Jagd! —"

Wie weit die Verhandlungen hinsichtlich der Oldenburger Stelle gediehen sind, weshalb sie abgebrochen wurden, ob überhaupt ein Anerbieten stattgefunden hat, ist nicht ersichtlich. Daß aber ihm, dem das Meer so über alles sympathisch war, den Gustav Schwab im Jahre 1835 den Meerdichter nannte, und der in den schweren Londoner Arbeitsjahren sich, so oft es anging, im Meeresrauschen unter blitzendem Sonnenschein oder wallendem Nebel geistige und körperliche Erfrischung holte, kaum etwas Passenderes geboten werden konnte, geht aus dem frohen Behagen hervor, mit dem er, im Hinblick auf die Möglichkeit der Verwirklichung, schon das Häuschen, die Bibliothek, das Meer und die Meerfahrten im Geiste vorausgenießt und dann wieder die Braut vor zu sicherem Hoffen warnt.

Den 18. Octbr. 37.

„Heute vor'm Jahr war Nordlicht."

„Ist Jerrentrup noch nicht zurück? — S' ist doch ein respectabler Kerle, der Kleine! Ich sehe das täg-

lich mehr ein, je mehr ich inne werde, was sonst für Lumpen und Faselhänse in der Welt herumlaufen. Molenaar von Amsterdam ist auch zum Besuch in Elberfeld — ein ganz gutes Haus, aber seinen dummen, einfältigen Pietismus soll der Teufel holen. Und all' das Volk will an Einem modeln und schnitzeln! Ich muß mal die Zähne weisen."

Am 26. Oktober teilt er den eben stattgefundenen Besuch Immermanns mit und fügt eine Abschrift des Briefes vom 22. bei, in welchem derselbe sich bei ihm ankündigt.

Der November brachte ihm ein mehrwöchentliches Unwohlsein, („ich sehe aus, wie ein abgetragener Rock") von dem er sich aber am 21. genesen erklärte.

„Mache Dir keine weiteren Sorgen um mich, gutes, liebes Mädchen! — Wenn ich Weihnachten komme, bin ich wieder so frisch, daß Du mir nichts von diesem Intermezzo sollst ansehen können, und wenn ja noch ein Rest von Kähmheit in mir hängen geblieben wäre, so gedenke ich ihn durch Euren gedeihlichen Weihnachtsschmaus und Kuchen vollends zu bändigen. Meine Wittwe hat mich übrigens für mein Geld doch gut gepflegt. Wenn ich Abends nach Haus komme, ist mein Oefchen traulich am brennen und für 3 Sgr. macht sie mir seit vorgestern allabendlich einen Feldsalat, der sich gewaschen hat."

Alle Krankheit, sei es eigene oder die Anderer, war ihm in seinen jungen Jahren entsetzlich und nicht gern

wendete er seine Gedanken dieser Schattenseite des Lebens zu. Als er einst der Mutter in deren Auftrag ein medicinisches Werk besorgt hatte und es zur Weiterbeförderung an Karoline sendete, bemerkte er dazu: „Bücher der Art haben was entsetzlich Tristes und Trostloses für mich! — Lies nicht zu viel darin! — Es verstimmt gar zu leicht, wenn man so ein paar hundert Seiten von Nichts liest, als von der Hin= und Baufälligkeit unseres Seelenkäfigs!"

Fragment, 27. Fbr. 1838.

„Und nun zu etwas Anderem! — Die Hermannsschlacht, (welche Du, beiläufig gesagt, wohl vor Lina's Lesewuth verbergen könntest) wird Dir ebensowenig wie die vorgedruckte Biographie einen befriedigenden, wohlthuenden Genuß verschaffen. Ich schicke sie Dir einzig wegen des Interesse, das Du doch noch immer an der Christel nimmst. Eine Natur wie Grabbe's kann ein Gemüth, wie das Deinige, unmöglich ansprechen, ihre Productionen werden Dich eher abstoßen, und das Gemälde ihrer Verirrungen, Kämpfe und ihres endlichen Unterganges kann Dich zwar mit Schmerz erfüllen, wird Dich aber doch gern zu erfreulicheren Bildern eilen lassen. Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestoßen, bewegt und erschüttert! — Mein Gedicht auf seinen Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiß edlen, jedenfalls großen und gewaltigen Natur, und so mußt Du es auch beurtheilen! —

Meine Gedichte haben durch den Brand bei Cotta nicht gelitten, sondern werden in wenigen Wochen fertig sein. Das Bändchen wird doch ungefähr an die 24 Bogen, oder beinahe 400 Seiten stark, und ich sehe den Karolinen dafür mit Sehnsucht entgegen, o Karoline! — Du bist aber doch die beste Karoline von allen Karolinen in der Welt! —

Dabei fällt mir ein, — — — — daß es bald Frühling ist und daß wir bald in Hohensyburg große Lenzfeier halten müssen. Wann willst, wann kannst Du, meine liebe, theure Lina, mein einzig lieb Bräutchen? — Ostern oder Pfingsten? — Je eher, je lieber! — Vergiß nicht, mir darüber zu schreiben und Dich loszumachen, so bald es schön und warm ist, und Du eben, eben frei sein kannst! —"

Barmen, 27. März 1838.

„Meine theure Lina!

Morgen früh erhalt' ich hoffentlich einen Brief von Dir, mein Mädchen, und da will ich schon heute anfangen, mein wöchentliches Bulletin an Dich abzufassen, damit Du übermorgen Nachmittag keinenfalls zu warten brauchst. Zuerst denn die Versicherung, daß ich wohl bin und mich des Lebens freue, so gut es bei dem melancholischen Wetter gehen will! — Das Frühjahr, das sich vor 14 Tagen so sonnig ankündigte, spielt seitdem wieder Versteckens, und ich bringe fast alle Zeit außer dem Comptoir zwischen meinen vier Wänden zu. Wie erwacht in diesem Eremiten-

leben meine Sehnsucht nach Dir mit doppelter Stärke!! — Ich meine oft, es müßte so sein, wie zur Zeit meiner Siedlerschaft im Steingraben! — — — — —

Mir ist oft, als müßte die Thür aufgehen, wie damals, als müßtest Du Dich neben mich auf's Sopha setzen! — — Lange darf's so nicht mehr bleiben! — Du mußt bald **mein**, **ganz** mein sein.

Vorgestern war es nun vollends ein trister, trüber, nasser, grauer Sonntag! — Ich konnt' es nicht mehr auf dem Zimmer aushalten und erinnerte mich zu gutem Glück, daß ein Theil der Derossi'schen Schauspielergesellschaft von Düsseldorf nach Elberfeld herüber gekommen war, um ihre Vorstellungen an der Wupper mit Rossini's **Barbier von Sevilla** zu beginnen. So trollte ich mich denn hin und habe durch die köstliche Oper wirklich einen angenehmen Abend gehabt."

So klingt, trotz aller sich von da ab häufenden Zerstreuungen, der innige, tiefe Herzenston immer wieder an. „Hole der Teufel den Geist, wenn er das Herz auffrißt," fügt er in einem Schreiben an Karoline einer Beurteilung Hubs und Rousseaus hinzu und ein anderes Mal — Februar 1838 — erwiedert er eine Aeußerung ihrerseits:

„Auch Deinen Herzenserguß vom 26sten Jan. habe ich **so** aufgenommen, wie er gegeben war: liebend und innig! — Hätt' ich Dich doch, als ich ihn las, in meine Arme schließen und mit Küssen überschütten können! Du würdest dann besser gesehen haben, als ich's mit Worten aussprechen kann, wie ich mich darüber freute, und wie tief unsere Gemüther auch in

unsern Ansichten über diese — für uns allerdings die wichtigste — Sache ineinander verwachsen sind."

Um dieselbe Zeit schickte er auch das Basrelief von Schink, als „Subsistuten", dem er aufgetragen, ihr bis zu Ostern seine Stelle bestmöglich zu ersetzen.

— — „wie findest Du's, was die Aehnlichkeit betrifft? Laß es doch auch die Andern sehen und mache mit ihnen die Probe; — ich glaube, daß sie mich erkennen werden. Ein Freund von mir, ein hiesiger Graveur, ließ mir keine Ruhe, bis ich mich von ihm modelliren ließ, und es ist ihm viel daran gelegen, das Urtheil der Meinigen über seine Arbeit zu erfahren."

Das Osterfest 1838 brachte Freiligrath wieder in Soest zu, und ich glaube, daß dieser Besuch der erste, eigentlich unerquickliche war, bei dem sein, durch die beginnenden Barmer und Unkeler Brausejahre mehr und mehr sich veränderndes Wesen störend und verstimmend zutage trat, dem aber ab und zu doch noch ein ungetrübteres Beisammensein folgte.

Zu Pfingsten wünschte er Karolines Herüberkommen nach Barmen. Er hatte vielfach freund- und verwandtschaftliche Aufnahme in Iserlohn bei den uns mütterlicherseits verwandten drei Familien Schmöle (Karl, Theodor und Ludwig, Bronzefabrikbesitzer) gefunden und wurde dort, als sein Ruhm stieg, sehr gefeiert. Namentlich war es das Haus Ludwig Schmöles, wo er verschiedentlich einkehrte, da dessen zweite Gattin, Sophie, — Tochter Karl Schmöles, eine feine, gewandte Frau, Karolinen freundschaftlich nahe stand. Nach einem Aufenthalt in Iserlohn im Herbst 1837, bei dem sein Freund Boelling, welcher

ebenfalls in Beziehungen zu den genannten Familien gestanden zu haben scheint, auch gegenwärtig war, fühlte Freiligrath sich ganz besonders in Ludwig Schmöles und seiner Frau geselliger Schuld, welche einigermaßen abzutragen sich zu Pfingsten 1838 Gelegenheit bot.

„Von Neuigkeiten wüßte ich Dir nun heute nichts Anderes zu sagen, als daß Sophie Schmöle mit ihres Mannes Schwiegermutter (ob Frau Carl Schmöle oder Frau Riedel, weiß ich nicht) Samstag Abend hier eintreffen wird, um am Pfingstmorgen nach Düsseldorf weiter zu fahren. Ludwig Schmöle wird die Damen nicht begleiten.

Laß mich nun, mein Kind, zwei Fragen an Dich thun! — Die erste: Bist Du von Sophie, nach früherer Verabredung, zu der Tour eingeladen worden, und kannst Du Dich in diesem Fall für die paar Tage los machen? — Es wäre gar zu schön! — Du würdest Dich, das verspreche ich Dir, herrlich in Düsseldorf amüsiren, und ich würde Alles aufbieten, Dir frohere Stunden zu bereiten, als Ostern. Am zweiten Pfingsttage, morgens, könnten wir dann per Dampf Rheinauf nach Cöln fahren und am Nachmittag dem Schlusse des Musikfestes beiwohnen. Frank mit seiner Charmanten wird auch in Cöln sein, und ein Freund von mir hat mich solenn zum Feste eingeladen.

Für den Fall aber, daß diese schönen Träume, mit Dir einmal p. Roß und Dampf durch die Welt zu sausen, und an Deiner Seite Mendelssohn dirigiren zu sehen, nicht erfüllt würden, folgt nun meine zweite

Frage. Boelling ist nämlich durch selbst zu erwartenden Besuch abgehalten, mit mir die Sauvegarde der Iserlohnerinnen zu bilden; — ferner kehren Schmöles in Düsseldorf bei Verwandten (wahrscheinlich bei Kissings) ein; wie soll ich's nun, wenn Du nicht dabei wärest, mit der etwaigen Begleitung der Damen machen? Ist es artig oder unartig, wenn ich mitgehe? — Und wie weit darf sich mein, sicher durch die Nothwendigkeit gebotenes Bestreben erstrecken, mich einigermaßen für die zu Iserlohn in so hohem Grade genossene Gastfreundschaft zu revanchiren? — Da Boelling nicht mit geht (der weit mehr Tact hat, als ich), so bin ich wirklich einigermaßen in Verlegenheit. Samstag Abend werden wir freilich zusammen nicht ermangeln hier im Gasthofe einigermaßen die Galanten zu spielen, was kann und darf ich aber Tags darauf in Odorf thun? — Denn bei Kissings wieder den Gast zu machen, ist mir auch fatal! — Wenn Du dabei wärst, machte sich Alles freier und besser! — „Komm mit, komm mit! —""

Doch sie kam nicht, jedenfalls durch nicht zu beseitigende Hindernisse zurückgehalten. Aber auch die Iserlohnerinnen kamen nicht, da sie ihren Reiseplan geändert hatten und so machte sich der Poet schon am ersten Pfingstmorgen auf die Fahrt nach Cöln, worauf die Braut wenige Tage später die folgende hübsche Beschreibung seiner Erlebnisse erhielt.

8. Juni. Freitag Nachmittag.

„Meine theure Lina!

Da ich täglich Freiexemplare von meinen ganz kürzlich vom Stapel gelaufenen Gedichten erwarte, so wollte ich mein Schreiben an Dich eigentlich so lange verschieben, bis ich Dir gleich ein Exemplar beilegen könnte. — Cotta ist indeß ein Schlepper und Zögerer der ersten Classe, und da möchte es leicht noch ein paar Tage dauern können, ehe ich zu einem Briefe käme. Dann aber hätten meine Cölner Nachrichten schon den Reiz der Neuheit verloren, und aus diesem Grunde setz' ich mich schon jetzt hin, Dir über meine Tour Bericht zu erstatten.

Aus meinen am Freitag erhaltenen Zeilen, welche sich auch wieder mit einem Briefchen von Dir gekreuzt hatten, wirst Du gesehen haben, daß ich ganz unerwartet wieder mein eigener Herr geworden war. Wie Du weißt, lag es nun eigentlich in meinem Plan, am ersten Festtage nach Dborf und von da am zweiten p. Dampf nach Cöln zu gehen, da mir aber Frank von Cöln aus schrieb, daß ich doch, womöglich, schon Sonntag nach Cöln kommen möchte, so fuhr ich Sonntag Morgen 5 Uhr direct mit dem Cölner Wagen ab. Es war eine wahre Lust! — Der Himmel war zwar trübe, dagegen brachte die ungeheure Personenfrequenz — wir hatten außer dem Hauptwagen drei große, vierspännige Beiwagen — eine solche Heiterkeit unter den Passagieren zu Wege, daß ich lange keinen größeren Spaß gehabt habe. Die Postillons fuhren meist nebeneinander (d. h. allemal zwei Wagen), und

bliesen dann um die Wette, daß es eine Freude anzuhören war. Als wir durch Mülheim waren, thürmte sich das alte, ehrwürdige Cöln wie ein Gebirge von Thürmen, stolz und trotzig hinter dem prächtigen Rhein in die Höhe, und mit dem Schlage zwölf rollten wir bei dem heitersten Sonnenschein, der auch mit ganz geringen Unterbrechungen die folgende Zeit des Festes begünstigte, über die Brücke zwischen Deuz und Cöln. Unter dem Portal des Posthofes erwarteten mich schon ein Ambassadeur Franks und mein Freund Möller aus Amsterdam, der bei seinen Eltern in Cöln zum Besuch war und mir Haus, Tisch und Bett anbot. Nach dem Essen ging ich in den Kaiserlichen Hof, wo Mynheer Georges Jacques noch in aller Pomade an der Table d'hôte saß. Ich blieb den Nachmittag über bei ihm, und wir tauschten unsre beiderseitigen Neuigkeiten traulich gegen einander aus. Er ist noch ganz der Alte und ich nahm absichtlich in seiner Gegenwart ein über die Maaßen flottes und legères Wesen an, daß er doch sehen sollte, wie man auch ohne ihn mit Ehren durch die Welt kommen kann. Er schien auch in der That verwundert, wie der stille, bescheidene Junge, als den er mich in Amsterdam gekannt, auf einmal so ein nonchalanter Kerl geworden war, der ihm auf's Unbefangenste Witze vorriß und im Strohhut und kurzen Sommerrock, mit einem Gefolge von Freunden und Bekannten über die Straße zog. — — — — — — —

Abends 6 Uhr ging es nun zum Concertlocal, auf den weltberühmten, 4000 Menschen fassenden Saal Gürzenich. Fünf Säulen, so bemalt, daß sie wie

ungeheure Champagnergläser aussehen, tragen ihn, und beleuchtet wurde er von 18 Kronleuchtern. Das Orchester, aus siebtehalb hundert Personen bestehend und vom Auditorium durch eine, prächtig mit goldgesticktem Purpur behangene Barrière geschieden, war bereits gefüllt, und als ich daran emporsah, winkten mir aus dem Chor der Bassisten plötzlich verschiedene Hände zu. Es waren Düsseldorfer und Bonner, die mich kannten und mich nun an der Barrière, Angesichts des Chors der Altistinnen, herzlich begrüßten, was den alten Frank baß verwunderte. Allmählich füllte sich nun auch der Saal, und wenn es auch bei früheren Festen frequenter gewesen sein soll, so gewährte das Gewoge der Zuhörer doch auch jetzt einen imposanten Anblick. — Und nun die Musik! — Nein, es war was Göttliches! — Alles ging wie Ein Athem, wie Ein Strich! — Dazu Mendelssohns Direction! — Er ist ein schöner, junger Mann, mit einem geistreichen Gesicht und er commandirt sein Orchester, wie ein General seine Armee! — Ich habe lange keinen größeren Genuß gehabt! — Wärst Du doch mit dabei gewesen!! —

Herrlich machte sich aus einiger Entfernung der Anblick der Damenchöre des Soprans und des Alts. Lauter weiße Kleider — hin und wieder ein blaues Schälchen — das floß nun in einander, wie ein weißes Meer — und aus dem empor tauchten hundert und aber hundert der schönsten blonden, braunen und schwarzen Engelsköpfchen, mit den lieblichsten, glockenhellsten Stimmchen von der Welt! —

Nach dem Concert ging's nun noch über die Rhein=

brücke in's Hôtel Belle-Vue in Deuz, wo es über die Maaßen gedrängt war, und wo bei rauschender Musik gesungen, getrunken und gegessen wurde. Den anderen Morgen um 7 auf die Rheinau, eine Insel im Rhein, mit schönen Anlagen, wo in lustig durcheinander wogender Gesellschaft Caffee getrunken wurde. Dann Besuche gemacht, den Dom besucht, zu Mittag bei der Familie Firmenich gegessen und den Tag mit Concert und einer Deuzer Portion geschlossen, wie Tags vorher. Dienstag Morgen wieder zur Rheinau, Visiten gemacht, ein Rheinbad genommen und um 4 Uhr Nachmittags endlich zur Post. Um 11 Uhr Abends saß ich wieder auf meiner Kneipe.

Das Fest hat mir wirklich große Freude bereitet, und zwar eine Freude, die in der Erinnerung auch nicht das Geringste von bitterm Nachgeschmack zurückgelassen hat, wie es sonst wohl bei rauschenden Festen ähnlicher Art zu gehen pflegt. Cöln, der Rhein, der ungeheure Zusammenfluß von Fremden, die Menge Bekannter aus allen Gegenden, die musikalischen Genüsse, — das Alles ist so was Einziges und Schönes, daß ich es um Vieles nicht gemißt haben möchte — Cöln ist ein ganz herrlicher Ort — die Alterthümlichkeit des Mittelalters neben dem lautesten materiellen Treiben der Gegenwart, dazu herrliche, gute Menschen. — Ich habe Cöln sehr lieb gewonnen und will machen, daß ich hinkomme.

Meine Gedichte sind, zum großen Aerger Langewische's, schon vor 8 Tagen bei einem andern hiesigen Buchhändler, der sich gleich 30 Exemplare p. Schnell-

post verschrieben hatte, angekommen. Sämmtliche 30 Exemplare sind in einem Tage vergriffen gewesen, Langewiesche hat jetzt schon auf 40 Exemplare Bestellungen, und in Elberfeld geht es ebenso. Ich erlebe sicher bald eine zweite Auflage. Der Band ist recht stark geworden — 28 Bogen; es freut mich doch, daß sie heraus sind. Ich habe übrigens bis zur Stunde noch kein einziges Exemplar.“ — — — — — — —

In mehreren Briefen des Frühjahrs und Sommers 1838 kehrt die Aufforderung zu einer Zusammenkunft auf Wittekinds alter Veste, Hohensyburg, wieder, deren Ausführung jedoch aufgeschoben werden mußte, da der Sommer dem Schwollmannschen Hause vielerlei Unruhe brachte. Der Ankauf des Hauses am Grandweg, welches restaurirt, in seiner inneren Einrichtung verändert und vollständig neu möblirt wurde, erforderte täglich Karolines Gegenwart, ohne deren Rat, Beifall und Hülfe nichts unternommen wurde. Dann erfolgte der Umzug und kurz darauf, um Mitte August, wurde in den schönen Gesellschaftsräumen der neuen Wohnung der elternlosen Tochter eines alten Freundes, Charlotte Gallhof, die eine Zeitlang meiner Mutter Pflegetochter gewesen, die Hochzeit ausgerichtet.

Die Ruine Hohensyburg war ein Lieblingsaufenthalt Ferdinands, und zu mancher fröhlichen Fahrt dahin hat er die Barmer Freunde veranlaßt; doch zog der Herbst in's Land, ehe Karoline sich auf einige Tage losmachen, und er, wie er es so lange gewünscht, mit ihr und ihren

beiden Gefährten „bei klarem, hellem Wetter da oben im Blauen stehen und rechts und links in die weite Welt schauen“ konnte.

Zu der oben erwähnten Hochzeit herüber zu kommen, war ihm wegen der Abwesenheit seiner beiden Prinzipale nicht möglich.

„Die Reise der beiden Fritzen hat sich ganz unerwartet schnell gemacht und unsereins kann in solchen Fällen nichts thun, als schweigen und das Maul halten.“

So sendete er eine Lithographie nach R. Jordans „Heirathsantrag auf Helgoland“, mit dem hübschen Gedicht „Das heiß' ich eine Gruppe“ an Karoline, mit der Bitte, sein Hochzeitsgeschenk den anderen Gaben „in sinniger Anordnung“ beizufügen.

„Ich hoffe, daß das Lied, wie das Bild Eure Fröhlichkeit erhöhen und Euch zeigen wird, daß ich im Geiste mit Liebe bei Euch bin. An Lottchen und ihren Mann richte Alles aus, was Du weißt, daß ich ihnen, wäre ich dort, selbst sagen würde. Es ist doch hundsföttisch, daß ich, und noch dazu bei diesem himmlischen Wetter, daheim auf'm Comptoir hocken muß. — — —

Die für das Brautpaar bestimmten 2 Pracht-Exemplare des Gedichts mußt Du vor das Bild legen! —

Adieu, adieu! — Ich mag gar nicht daran denken, daß ich nicht selbst mit dem Bilde kommen kann. Vergnügte Hochzeit, auch ohne mich, bitte, bitte!! Tausend Grüße an Alles, Alles!“

Seinem Besuch Ende September in Soest gehen einige Zeilen voraus, aus denen hervorgeht, daß die geplante Zusammenkunft auf Hohensyburg bei seiner Rück-

kehr in eine Begleitung bis dahin, am 2. Oktober, umgeändert wurde.

„Da ich der Mutter heute schreibe, will ich, obgleich ich auf meinen letzten Brief noch ohne Antwort bin, doch auch einige Zeilen an Dich beilegen — — — — — und Dir eben sagen, daß ich es diesen Monat doch noch fertig zu bringen hoffe, herüber zu kommen. — —

Diese Nacht träumte mir, Du wärest bei mir auf meinem Zimmer gewesen — — — — und ach, es war nur ein Traum! — Doch einer, der bald wahr werden soll. — — —

Vorigen Sonntag war ich von morgens 5 bis nachts 1 Uhr im Wagen und in der schönen, frischen Herbstnatur! — Wir haben auf Hohensyburg einen köstlichen Tag verlebt — — — — Vorläufig sage ich Dir, daß, wenn das Wetter günstig ist, Du, Lina, ꝛc. ꝛc. mich jedenfalls bis Hohensyburg begleiten müßt, wo Ihr einen Tag mit mir verleben sollt, wie wenige. Einen herrlicheren, prächtigeren Höhenpunkt gibt's in ganz Westfalen nicht. Macht Euch nur schon fertig. Ihr könnt und müßt. Karl muß auch mit. Der arme Schelm kennt die Welt noch gar nicht und soll sich mal ein tüchtig Stück von ihr hoch von Wittekinds altem Schloß ansehen."

B., 10. Octbr. 38.

Meine theure, einzige Lina!

Heute vor 8 Tagen um diese Zeit fuhren wir von Hohensyburg ab, und ließen nachher unsere Hände

unter Deinem braunen Mantel Versteckens spielen. Dann kamen wir nach Hagen — dann — nun, ich bin abends 9 Uhr wieder hier angekommen, nachdem ich vorher im Wagen denn doch ein bischen an Engbrüstigkeit, Beklommenheit, oder wie ich's sonst nennen soll, gelitten, und alle Versuche des schiefnasigen Pastors, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, vereitelt hatte. Ich war wahrhaftig nicht zum Sprechen aufgelegt. — Mir war's, bei'm Teufel, miserabler zu Muthe, als ich's selbst von mir großem Kinde, dem eine Wachsnase noch solche Freude machen kann, gedacht hatte. — — — — — — — — — — — —.

Ihr werdet am letzten eigentlich schönen Tage hoffentlich auch noch über Iserlohn in Euer altes Soest zurückgekehrt sein, und denke ich, bald die Bestätigung in Deiner Antwort lesen zu können. Wenn ich mit Moritz in Briefwechsel stände, so finge sein nächster Brief vielleicht in gleicher Weise an, wie einer vom alten Claudius, den ich gestern kennen lernte: „Wir sind glücklich wieder allhier gearriviret, und Frau und Wagen haben gut gehalten*). — — — —"

Ueber die nächste Zeit kann ich füglich rasch hinweggehen. Eine kurze Zuschrift vom 24. November kündigt eine längere auf den folgenden Tag an.

„Damit Dir aber der Sonntag doch nicht ohne Brief und folglich ein klein bischen heiter vergehe, so laß ich doch noch eben diese wenigen Zeilen an Dich abgehen, die Dir mit zwei Worten sagen sollen,

---

*) Onkel Moritz hatte eine sehr humoristische Ader.

1) daß ich seit vorgestern meine Entlassung bei v. E. auf Mai k. J. freundlich und ehrenvoll erhalten habe;

2) daß es mit dem Gewirre, in das Du mich verstrickt glaubst, aus der Entfernung doch wohl schlimmer aussieht, als es in Wirklichkeit ist, und daß ich u. A. seit Wochen durchaus nichts Geistiges mehr genieße, und mein Gelübde deßfalls sicher halten werde! —"

Ein undatirter Brief aus der Barmer Zeit — wahrscheinlich aus dem Frühjahr 1839 — enthält wieder eine entschiedene Zurückweisung eines Anerbietens Karolines, das Verhältniß zu lösen.

„Was kann die Aufzählung alles dessen helfen, was sich gegen unser Verhältniß einwenden läßt, da Du weißt, daß ich Dich im Herbst holen werde."

Nachdem ihm im Mai 1839 in Barmen ein glänzendes Abschiedsfest gegeben worden, dessen Beschreibung Dr. Buchner in einem Auszug eines Briefes an Karoline*) gebracht hat, unternahm Freiligrath, von dem Landschaftsmaler Schlickum begleitet, seine westfälische Studienreise. Zur Ergänzung des Stahlstichwerks „Das malerische und romantische Deutschland", in welchem Westfalen übergangen war, beabsichtigte der Buchhändler und Westfale Langewiesche, — der mit meinem Bruder ob solcher Vernachlässigung der an großartigen Natursceenerien so reichen Heimat sich unangenehm berührt fühlte — ein ähnliches, von Freiligrath zu schreibendes Werk „Das malerische und romantische Westfalen" herauszugeben. Der Dichter

*) Band 1. S. 308.

ging auf Langewiesches Plan ein, und als Zeichner für die Stahlstiche wurde Schlickum gewonnen. Nun galt es, auf Fußtouren alles Schöne, Erwähnens- und Zeichnenswerte aufzufinden. Es war in der zweiten Hälfte des Mai, als sich Dichter und Maler, denen ein Umherstreifen in schöner, freier Natur über alles ging, frohen Mutes auf den Weg machten.

Unter den Eindrücken der Wanderung entstand das das Werk einleitende Gedicht „Der Freistuhl zu Dortmund", doch auf die Zusendung der ersten Prosa-Bogen wartete Langewiesche lange vergeblich. Unter allem Aufnehmen und Genießen, unter der abendlichen, großen Ermüdung nach den Strapazen der Tage und nach aller Geselligkeit, der sie in den Städten, welche sie berührten — Detmold, Minden 2c. — nicht entgehen konnten und auch wohl nicht zu entgehen wünschten, wurde die Arbeit nicht gefördert, ja, wohl kaum begonnen, und erst in Soest und später in Barmen wurde das erste Heft niedergeschrieben. Freiligrath konnte eben nicht schriftstellerisch arbeiten, wenn er sollte und mußte und überließ deshalb schließlich die Fortsetzung des Werks anderen Händen. Von den tiefen Eindrücken der Reise aber geben die folgenden Briefe Zeugniß.

Nachdem er das Osterfest in Soest zugebracht, schrieb er am 30. April:

„Meine westfälische Reise werd' ich nun, denk' ich, in 14 Tagen antreten, da das Wetter jetzt ganz frühlingshaft geworden ist, und wir sicher bald grüne Bäume haben. — Ich schreibe Dir dann noch näher, wann Ihr mich und den zwickelbärtigen Maler erwar-

ten könnt — ich freue mich außerordentlich auf die Reise." —

Der Reiseplan wurde nun insoweit abgeändert, als sie nicht Soest zum Ausgangspunkt nahmen, sondern erst über Münster, Osnabrück, Minden, Detmold zu längerer Rast dahin gelangten.

Höxter, 5. Juni 1839.

Meine theure Lina!

Du wirst gewiß glauben, ich sei durchgegangen, so lange hab' ich mit meinem ersten Reisebericht gewartet. Aus Münster hatt' ich Dir zuerst zu schreiben versprochen, und nun sind es heute schon vierzehn Tage, daß ich zu Münster eintraf; — Osnabrück und Minden liegen ebenfalls schon hinter mir, den schönsten Theil des paradiesischen Weserthals hab' ich nicht minder nach allen Richtungen durchkreuzt, und jetzt erst, wo ich eben im Begriff stehe, mich über Schwalenberg und Wöbbel (wo Rohdewald steht) nach Detmold zu schlagen, tauch' ich die Feder ein, um Dir, mein geliebtes Mädchen, Nachricht zu geben von den Affentheuern, die Dein irrender Ritter seit seinen letzten Zeilen an Dich aus Barmen bestanden hat. — Zürne mir wegen meines langen Schweigens nicht, liebes Kind! — Wenn Du bedenkst, daß wir in diesen vierzehn Tagen, Kreuz- und Querzüge nach allen Seiten mitgerechnet, nahe an 80 Stunden, und zwar immer zu Fuße, gemacht haben; wenn Du jeden vergossenen Schweißtropfen, (wir haben erst heute einen

eigentlichen Regentag, sonst stets das schönste Wetter und meist drückende Hitze!) jedes Drücken des Schuh's, jedes Platzen der Hose, kurz Alles in Erwägung ziehst, was einen armen Fußreisenden in Verzweiflung zu setzen vermag: — so wirst Du mir meine bisherige Faulheit verzeihen und es mir nicht nachtragen, daß ich mich nach mühevollem Tagewerk in's Gras, zu Bett, oder auf's Sopha legte, und an Dich dachte, statt an Dich zu schreiben. — Zu Münster und Minden, unsern beiden Haupt-Rastorten, wurde ich außerdem von Besuchen und Einladungen so in Anspruch genommen, daß ich unmöglich zu einem ordentlichen Briefe kommen konnte, und einen ordentlichen mußtest Du doch haben: — meine letzten Wische aus Barmen waren im Strudel der Begebenheiten ein wenig sehr kurz und flüchtig gerathen, und ich käme gewiß in Mißkredit, wenn ich mich dießmal nicht mit einer vernünftigen Epistel herausbisse. —

Verlange nun aber vor allen Dingen keine vollständige Reisebeschreibung! — Bloß eine flüchtige Skizze unserer Wanderungen will ich Dir geben, und nur bei Dem länger verweilen, was Dich vorzugsweise interessiren dürfte. —

Am zweiten Pfingsttag Morgen sagte ich also dem vieltheuern Barmen Valet, begleitet von einigen Freunden, die mir bis Hagen das Geleit geben wollten. — Hier schloß sich uns der Maler an, und nun ging's nach Hohensyburg, wo wir den Nachmittag höchst fidel zubrachten, die Nacht im Schulzenhause schliefen und am Dienstag Morgen fortzogen; wir auf Dortmund

zu, und die Andern zurück nach Barmen. — Mittwoch Nachmittag langten wir zu Münster an, wo mich die Sehenswürdigkeiten und einige junge Litteraten bis Freitag beschäftigten; Samstag waren wir in Osnabrück und Montag Mittag in Minden. — Wen ich hier besuchte, kannst Du leicht denken! — Der arme Jerrentrup war wirklich schon von Herford herübergekommen, um bei seinem (verheiratheten) Bruder eine sorgfältigere Pflege zu genießen, als sie ihm, der Natur der Sache nach, in Herford zu Theil werden konnte. — Ich fand ihn sehr schwach und leidend, und Du kannst denken, wie mir ein solches Wiedersehn durch die Seele schnitt. — Sein Aussehn war für seinen Zustand eben nicht das schlechteste, da ihm aber der Arzt jedes laute Sprechen untersagt hatte, und er folglich die Worte gewissermaßen nur hauchen durfte, so war der Eindruck, den unsere erste Begegnung auf mich machte, nichtsdestoweniger ein höchst erschütternder. — Er selbst, und wie es mir schien, auch sein Bruder, hofften noch Alles von einem milden Sommer und dem Gebrauch des Eilsener Bades; seine Schwiegerin aber, eine sehr brave und gutmüthige Frau, gestand mir bei'm Abschiede weinend, daß sie für ihre Person auf das Schlimmste gefaßt sei. — Der Arzt hat seine Krankheit (natürlich nicht gegen ihn selbst) für die Luftröhrenschwindsucht erklärt. — Wie es sich nun mit ihm macht, und ob seine Hoffnungen sich verwirklichen werden, steht in Gottes Hand. — Ich habe ihm bei'm Abschied im Stillen für immer Lebewohl gesagt. — Von Soest aus hab' ich

ihm versprochen zu schreiben, und Du fügst dann auch wohl wieder einige Zeilen bei. — Deine und unser Aller Theilnahme thut ihm sehr wohl. — Er läßt Euch Alle tausendmal grüßen und dankt Dir insbesondere auch noch für die Orangen, die er mir zum Theil noch vorzeigen konnte. — — — — — — —

Sonst habe ich in Minden viel Angenehmes erlebt! — Bei Dr. Kapp waren Schlickum und ich dreimal zum Essen, Regierungsrath Meyer ist ein sehr lieber Mann, und Elise von Hohenhausen mit ihrem Manne hat meinen Gasthof fast umgerannt, eh' ich noch dazu kommen konnte, ihr meine Aufwartung zu machen. — Jede freie Stunde hab' ich übrigens Jerrentrup gewidmet, und das von Rechtswegen! —

Kapp begleitete uns am Mittwoch bis auf die Porta, wo man eine wahrhaft entzückende Aussicht hat. — Von hier ging's über Vlotho und Rinteln auf die Schauenburg, die wir volle vier Tage lang zum Mittelpunkt unserer Ausflüge in's Gebirge machten und auf dem Hohenstein, der Paschenburg u. s. w. köstliche Stunden verlebten. — Unsere guten Wirthsleute auf der Schauenburg, mit denen wir uns Abends unter die große Linde vor der Thür setzten und traulich plauderten, hatten uns ordentlich lieb gewonnen, und die Frau weinte recht herzlich, als wir nun endlich gestern Morgen mit Ranzen und Jagdtasche weiterzogen. — Beweis genug, daß wir, trotz unserer Schnurr= und Zwickelbärte noch lange nicht die Schlechtesten sind. —

Und nun sind wir denn vor einer Stunde, einiger=

maßen benetzt, über Holzminden hier in Höxter eingetroffen und harren einem wohlconditionirten Abendfraß um so sehnsüchtiger entgegen, als wir zu Mittag nichts als ein dörfliches Butterbrod und einen Krug Bier verzehrt haben. — Mein linker Schuh ist famos schief getreten und gab, als wir diesen Nachmittag von Corvei über die Weser setzten, zwei verfluchten Schulbuben, die auch in der Fähre waren, Veranlassung, das berühmte Lied abzusingen:

„Nimm diu'n nit,
Nimm diu'n nit!
Hei het en scheufen Faut! &c. &c."

Nimm Dir's nur nicht zu Herzen! — In Detmold laß ich mich wieder gerade flicken und komme mit wohlconditionirten Füßen bei Dir an. —

Wahrscheinlich wird dies aber nach 8—12 Tagen der Fall sein. — Uebermorgen denk' ich in Detmold einzutreffen und komme dort sicher unter einer Woche nicht fort. Dann geht's aber sporenstreichs über Paderborn zu Dir hinüber, — — — — — — — — —. Der Maler wird mich wahrscheinlich in Detmold verlassen, um später, wenn ich Detmold und Soest absolvirt habe, wieder mit mir zusammen zu treffen. — — — — — — —

Von Detmold schreib' ich Dir jedenfalls noch einmal und bitte Dich, mir Deine Antwort dahin poste restante in den ersten acht Tagen adressiren zu wollen. — Sollte der Maler, wenn er sich von mir getrennt hat, über Soest kommen, so findet er wohl ein freundlich Gesicht und ein Nachtquartier bei Euch,

und werde ich ihn mit einigen einführenden Zeilen an Euch ausrüsten. — Er würde ganz bei mir bleiben, fürchtet aber, daß ich mich in D. und. S. zu lange aufhalte. — In Soest holt er mich dann später zur weiteren Reise wieder ab. —

Und nun für heute Adieu, meine liebe, liebe Lina! — Grüße Alle recht herzlich von mir und schreib' mir bald einige Zeilen nach Detmold! — Die Augen fallen mir zu. — Tausend, tausend Küsse! —

Dein

Ferdinand.

Der Aufenthalt in Detmold dehnte sich auf zwei volle Wochen aus.

„Ich bin hier in Detmold kaum eine Viertelstunde mein eigener Herr gewesen," schreibt er am 20. Juni (Sonnabend Morgen 5 Uhr). „Nun reiß' ich mich aber jedenfalls diesen Mittag los, gehe heute noch zu Fuß nach Paderborn und fahre dann morgen Abend mit der Schnellpost nach Soest. — Ich komme also übermorgen — Montag — früh gegen 4 Uhr dort an, liebes Kind! — Sage Keinem im Hause etwas davon! Alles muß ganz romanhaft zugehen: — sorge dafür, daß die Gasse und die Küche offen stehen und erwarte mich auf dem Saale — — — — — — — — —."

Die Bibliothekarstelle in Detmold, die ihm verschiedentlich und dringend angetragen wurde, schlug er wohl nicht allein in Rücksicht auf Levin Schücking, der sich Hoffnung auf dieselbe gemacht zu haben scheint, aus; der Plan,

am Rhein zu leben, war ihm zu lieb geworden, als daß er ihn so leicht hätte aufgeben können, dazu fürchtete er, daß das Leben in der kleinen Residenz ihm auf die Dauer nicht zusagen würde, so manche ihm befreundete und von ihm hochgeschätzte Menschen dort auch lebten. So schob er die Entscheidung hinaus und lehnte, nachdem er mit Karoline beraten, später, von Bonn aus, entschieden ab.

Fast drei Wochen blieb er in Soest, die letzten 8—10 Tage in Gesellschaft Schlickums, der uns ein gern gesehener, lieber Gast wurde, trotz seines tief ernsten, fast düsteren Wesens, welches mich anfangs nur mit einer gewissen Scheu zu ihm aufblicken ließ. Schlickum war es, der die alte Rose in ihrer damaligen Erscheinung verewigte, indem er sie zeichnete und dann zwei Aquarelle und ein Oelbild danach anfertigte.

Am 10. Juli brachte Onkel Moritz' Gespann die beiden Reisenden nach Drüggelte, einem am Rande des Arnsberger Waldes schön gelegenen Dorf, bis wohin Karoline und Bruder Karl ihnen das Geleit gaben, und von wo aus dann die Fußwanderungen wieder angetreten wurden.

Erndtebrück, 19. Juli 1839
6 Uhr Morgens.

„Gestern vor acht Tagen sagten wir uns bei Drüggelte Lebewohl, und heute setze ich mich, nicht nur pflichtschuldigst, sondern auch, weil mein Herz mich treibt, Dir wieder einmal einen guten Morgen zu wünschen, mit Feder und Dinte an den Kaffeetisch, um

ein trauliches Wörtchen mit Dir zu plaudern. — Die Martinschen Pulvermühlen, welche kaum ein paar hundert Schritt von mir entfernt liegen, werden es, so lange ich schreibe, hoffentlich nicht so machen, wie am 27. Febr. d. J. — Es flogen ihrer nämlich drei an diesem Tage in die Luft, und wenn sich diese „schreckliche Geschichte, die sich zugetragen hat", wiederholt in der nächsten Viertelstunde zutragen sollte, so würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, weder dieser Brief, noch ich selbst, je wieder an ihre richtige Behörde gelangen. —

Eure Rückkehr nach Soest ist wohl, trotz der stellenweisen Bekneiptheit Eures Fahrzeugs, glücklich von Statten gegangen, u. wird namentlich Karl mit geziemender Nüchternheit der Frau Mama wieder unter die Augen getreten sein. — Ich hoffe, darüber sowohl, wie über Eure sonstigen Zustände, recht bald erfreuliche Nachrichten von Dir zu hören. —

Schlickum und ich haben unterdessen wieder ein tüchtig Stück Welt abgetreten. Heute vor acht Tagen zeichnete der edle Rosenmaler das hübsche Arnsberg u. besuchte dann mit mir Prof. Pieler, den wir, nebst seiner Frau, frisch und fidel u. den kleinen Franziskus ziemlich wieder hergestellt fanden. — Um 11 Uhr brachen wir dann weiter auf u. sind nun, von Wind u. Wetter begünstigt, aber nach einem wahren Kreislauf, über Meschede, Velmede, Bigge, Kloster Bredelar, Marsberg, Warburg, Arolsen, Corbach, Winter- u. Astenberg, Oberkirchen u. Berleburg, gestern Abend hier in Erndtebrück angelangt. — In einer Stunde

geht's weiter nach Siegen u. von da über Stillings Geburtsdörfchen Grund zurück in die liebe Grafschaft Mark. —

— — — — — — — — — — — — — —

Unsere Tour ist bis jetzt wenig lohnend gewesen. — Schlickum hat nur zwei Ansichten zeichnen können, Arnsberg u. die Bruchhäuser Steine. — Alle anderen, wenn auch historisch wichtigen Punkte, machten kein Bild u. wir haben in dieser Hinsicht besonders bei Stadtberge eine große Enttäuschung erlebt. — — — — — — — — — — Ueberhaupt hat das ganze Sauerland, von Meschede an, etwas unbeschreiblich Tristes u. für meinen Charakter Deprimirendes. — Wir mußten es aber doch, um unserer Pflicht Genüge zu thun, einmal durchpilgern u. sind nun froh, das Schlimmste hinter u. etwas Besseres: das freundliche Siegerländchen, vor uns zu haben. —

— — — — — — —

Anhängend einige Raritäten, als da sind:

1) Ein Preißelbeersträußchen, hoch im Gebirge gepflückt u. für Liebhaber dieses edlen Gewächses, die es bloß in der Schüssel vor sich sehen, als naturzuständliches Produkt von großem Werthe. —

2) Ein Convolut Papiere von einem Verrückten in Marsberg, das er mir zur Beförderung an die Redaction des Westf. Anzeigers übergab. — Die Leute lesen die Zeitung in der Anstalt, u. es ist ihnen unverwehrt, ihre Meinung über das Gelesene zum Zeitvertreib niederzuschreiben. — Die Blätter, confus wie sie sind, werden Dich und die Andern gewiß amüsiren.

— Ihr Verfasser ist ein Bruder des berühmten Advokaten S. zu Arnsberg. —

3) Zwei Nummern der Didaskalia, die ich zu Arolsen gestohlen habe. — Eine für Dich, wegen der Anzeige der Christel; — die andere zur gelegentlichen Mittheilung an Fräulein v. Reuß, wegen der Beschreibung des Frankfurter Kirchhofs, von dem ja auch das Fräulein, wie Du Dich von unserm Besuche her erinnern wirst, ganz entzückt war. —

Sonst hab' ich Dir nur noch mitzutheilen, daß Strolch, unser bissiger Vierfüßler, sich bereits ganz u. gar an uns gewöhnt hat und schon seit vorigen Sonnabend ohne Kette mit uns läuft und im Holze Birkhühner und Hasen jagt, was das Zeug halten will. — Er liegt in diesem Augenblick zu meinen Füßen u. räsonnirt inwendig, was wohl einen Gruß an den Herrn Aal*) bedeuten soll. —"

— — — — — — — — — — — — —

Eilpe bei Hagen, 27. Juli 1839.

Meine geliebte, theure Lina!

Auf den Brief, den ich gestern vor acht Tagen zu Siegen an Dich auf die Post gab, wirst Du wahrscheinlich schon nach Barmen geantwortet haben. — Obgleich ich diese mögliche Antwort nun noch nicht besitze u. Dir also in Bezug auf sie nichts sagen

*) Spitzname eines Jugendfreundes, der ihm den Hund besorgt hatte.

kann, darf ich die Woche doch wohl nicht vorbeigehen lassen, ohne ein Wörtchen mit Dir gekost zu haben.

Zuerst also eine Fortsetzung meiner Reisefahrten. — Nachdem ich meinen Erndtebrücker Brief geschlossen hatte, ging's fort nach Siegen, wo ich ihn auf die Post gab. Von Siegen durch ein äußerst liebliches Thal nach Müsen, dessen Stahlberg (eins der interessantesten Bergwerke im ganzen Staate) wir am folgenden Tage, Sonnabend Morgen, befuhren u. uns bei dieser Gelegenheit in unserer schwarzen Bergmannstracht, mit wohlconditionirtem Hinterleder, ganz stattlich ausnahmen. — Die Beschreibung des Berges kannst Du Dir übrigens von der Frau Rentmeisterin Gr. zu Eickelborn ausbitten, die sich, laut Fremdenbuch, im vorigen Jahr auch hatte beledern lassen. — Von Müsen nach Hilchenbach u. Grund, Stillings Geburtsort. — Wir waren dort heute vor acht Tagen, den Nachmittag, bestiegen dort Stillings J u g e n d b e r g, den in seiner Geschichte oft erwähnten G e i s e n b e r g, und versenkten uns — ich wenigstens, Schlickum ging unterdessen herum — in Bilder und Träume voll süßer Wehmuth. — Ich wüßte nicht, daß ich lange so melancholisch u. in meiner Melancholie so glücklich gewesen wäre, als oben auf der Spitze des Geisenbergs, auf den Trümmern des alten Schlosses. — Weiß der Teufel, was mir war! — Der Nachmittag war wunderschön und sonnig, die Wälder frisch und dunkelgrün, die Hauberge brannten, die Aussicht dehnte sich weit und köstlich, — sogar das Siebengebirge mit dem Drachenfels konnte man sehen! —

Mir war bei alledem so wohl u. weh zu Muthe; — die Thränen schossen mir in's Gesicht, ich wußte nicht wie, u. als es vorbei war, kam ich mir ein gut Stück ernster u. lebenskräftiger vor, als vorher. — Solche Stimmungen thun mir manchmal noth; das Tiefere, Innigere, was von der Flachheit des Alltags nur zu oft in den Hintergrund gedrängt wird, kommt dann wieder einmal zu Tage, u. die Nachwirkung ist dauernd u. wohlthätig.

— — — — — — — — —

Von Limburg pilgerte ich denn endlich gestern hierher, wo mich Schlickum, der in Altena vorausgegangen war, da er Klusenstein rc. rc. schon kannte, freundlich in seinem älterlichen Hause empfing. Ein paar Tage werde ich mich hier ausruhen u. dann möglichst schnell über Barmen an den ersehnten Rhein gehen, um uns ein trauliches Nestchen für's nächste Jahr auszusuchen u. zurecht zu machen.

Das wäre nun für heute so ziemlich Alles, was ich Dir sagen könnte, liebes Kind! Du erhältst diesen Brief morgen Nachmittag bei'm Kaffeetrinken u. wirst Dich dann wahrscheinlich mit ihm auf Dein Stübchen flüchten, es zuriegeln u. bei herabgelassenen Vorhängen lesen, was Dein Ferdinand Dir schreibt. — Könnte ich dann doch statt des Briefes bei Dir sein! — Nun, bald, bald!! — Vergiß nur den Plan mit Fräulein Reuß nicht! — Es wäre doch herrlich, wenn wir uns schon diesen Herbst einmal im Angesicht des alten Rheins in den Armen halten könnten.

— — — — — — — — — — — — —

Die herzlichsten Grüße an Alle, auch von Schlickum, der sich mit Ehestem an die Farbenverherrlichung der Rose macht! —

Ich küsse Dich tausend, tausendmal! —

Für's Leben

Dein Ferdinand.

Die gleiche Stimmung, die sich des Dichters auf dem Geisenberg bemächtigte, klingt auch aus einigen Strophen seines „Roland", welcher auf derselben Wanderung entstand.

Rings tiefe Stille; nur die wilde Taube
Hebt an ihr Girren über uns im Laube;
Die Quelle nur bricht murmelnd durch's Gebüsch,
Die alten Bäume nur wehn träumerisch.

Die Buche klagt, es flüstert leis die Esche;
Fernab das Pochen einer Eisenwäsche;
Dazu mein Stab, der rauh den Fels berührt —
Das ist die Sprache, die der Bergwald führt.

Ich horcht' auf sie mit innerlichem Schauer;
In meine Waldlust stahl sich süße Trauer;
Es schlug der Fels, es schlugen Eich' und Tann'
Die tiefsten Saiten meiner Seele an."

Zu Anfang August traf er wieder in Barmen ein, um, nachdem er die erste Lieferung des Werkes für den Druck fertig gemacht, sich über Cöln und Bonn nach Honnef zu begeben, welches er vorläufig als künftigen Wohnort ins Auge gefaßt hatte.

„Heute, nachdem Du acht Tage über die Zeit

gewartet," schreibt er anscheinend gegen Mitte August (der Brief ist nur „Barmen, Sonnabend Nachmittag" datirt), „ruf' ich Dir endlich diesen letzten Gruß aus meinen alten Umgebungen zu: — mein nächster Brief ist, so Gott will, aus Cöln oder Bonn, vielleicht gar schon aus Honnef, — — — — — —

Das Barmer Schützenfest, von dem ich zu Hagen las, ließ ich absichtlich erst vorbeigehen; den 3ten August habe ich, obgleich ich schon hier war u. vielfache Versuchung auszustehen hatte, ganz u. gar nicht mitgemacht, und alle meine Freunde, sogar der etwas sehr philiströse L.—, wundern und freuen sich über die bedeutende Veränderung, die, wie sie offen gestehen, mit mir vorgegangen ist. Nichtsdestoweniger hab' ich mir Dienstag und vorgestern Abend in Privatcirkeln (nicht im Wirthshause) zwei sehr heitere Zöpfe angebunden, die Du mir doch verzeihst? Ich erwähne des Gegenstandes überhaupt nur, um Dich auch seinetwegen für die Zukunft zu beruhigen. — Daß Du keine pedantische Feindin erlaubter Fröhlichkeit bist, weiß ich ja wohl, und es ist mir nur darum zu thun, Dich zu überzeugen, daß ich weiß, wie ein Ueberschreiten der Grenzen meinem und Deinem Lebensglück im Wege steht, u. daß ich Willen und Kraft genug habe, ein solches Ueberschreiten fortan zu meiden!! — Verlaß Dich darauf, meine theure, geliebte Lina! — Ich besiegele Dir mein Versprechen im Geiste mit einem langen, heißen Kusse! —

Der arme, arme Jerrentrup!! — Ich sah fast keinen anderen Ausgang voraus, u. doch hat mich sein

Brief, dieser bewußte, resignirte Abschied tief erschüttert. — Ich schreib' ihm morgen!

Schlickum, der mich von Hagen aus noch die Ruhr herunter begleitete bis Blankenstein, trug mir bei'm Abschied noch viele Grüße an Dich u. Euch Alle auf. — Die Kunde von unserm Verhältniß kam ihm nicht unerwartet, wie es schien, u. er sprach, wie ich glaube: aus aufrichtiger Ueberzeugung, seinen ganzen Beifall mit unserm Vorhaben aus. — Die Farbenzeichnung der alten Rose wollte er Euch ehestens schicken, u. für uns beide noch ein besonderes kleines Oelgemälde derselben machen. — Ich freue mich sehr darauf; es wird uns in der Folge doch immer eine schöne Erinnerung sein! —

— — — — — — — — —

Inliegend eine Annonce, in der Langewiesche ein wenig marktschreierisch über mich geflunkert hat! —"

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Cöln und einem eintägigen in Bonn, suchte er dann das oft besprochene Honnef auf, doch entsprach der Ort seinen Erwartungen nicht.

„Die Lage ist zwar hübsch," schreibt er von Unkel aus am 19. September, „dicht unter dem Drachenfelsen, für mich aber doch ein wenig zu entfernt vom Rhein, u. dazu kam außerdem der Umstand, daß ich bloß in einem Wirthshaus ein paar erträgliche Zimmer hätte haben können. — Da griff ich denn wieder zum Wanderstab, fest entschlossen, Dir erst dann wieder Nachricht von mir zu geben, bis ich gewiß wüßte, wo ich bliebe, u. daß es darüber der 19te Sep-

8*

tember geworden ist, das ist nicht meine, sondern die Schuld des Schicksals, das mich erst nach langer, sonniger Wanderung durch Rebenhügel und Burgruinen einen Punkt hat finden lassen, wie ich ihn für Dich und mich wünsche. —

Unkel liegt dicht am Rhein, ist ein Städtchen mit 800 Einwohnern u. hat, wie Soest, das Glück, einigen pensionirten Offizieren, außerdem auch ein paar reichen Cölnern u. etwelchen Engländern zum steten, oder doch zum Sommeraufenthalt zu dienen. Die Häuser am Rhein haben eine wahrhaft entzückende Aussicht: rechts den Strom hinunter sieht man das Siebengebirge in seiner ganzen Schönheit und Ausdehnung vor sich liegen; Drachenfels, Nonnenwerth und Rolandseck bilden ein prächtiges point de vue, das um so reizender erscheint, als es ein ganz geschlossenes Bild gibt und den Rhein schier wie einen kleinen Landsee sich bespülen läßt. Und wie ist der Rhein hier! — Wie er dicht unter den Fenstern Unkels vorbeifließt, bietet er den ganzen Tag Leben und Abwechslung. Dampf- und Segelschiffe, Floßhölzer und Kähne treiben einander; am entgegengesetzten Ufer, auf der Coblenzer Chaussee, jagt eine Schnell- und Extrapost die andere; — links, den Fluß hinauf, sieht man den Apollinarisberg sich erheben — es ist auf den ersten Blick etwas so Entzückendes, daß man sich kaum davon loszureißen vermag. —

Und in eins dieser Häuser, in ein dreistöckiges, balkonversehenes, gärtchengeziertes, unbewohntes, zieht Dein Vielgetreuer am nächsten Montag ein.

Mutterseelenallein hat er sich in die mittlere Etage eingemiethet, zahlt dafür monatlich vier Thaler u. geht mit dem unsterblichen Gedanken schwanger, die ganze Geschichte zu miethen, sobald Ostern in's Land kommt. — Für 100—120 Thaler wird der Witz zu haben sein. — — — — — — — — — — — — —

Noch lieber wäre mir's, wenn wir das Haus kaufen könnten. Ich habe wirklich vielfach an Fräulein von Reuß gedacht u. bitte Dich, ihr die Sache einmal vorzustellen. — Das Haus hat, wie gesagt, drei Stock mit beiläufig 12 Zimmern (worunter zwei fast Sääle) und außerdem Keller, Küche u. Speicher, wie sich's gehört. Remise fehlt, dafür ist aber ein allerliebstes Gärtchen am Rhein da, das dieselbe schöne Aussicht hat, wie das ganze Haus. — Der bauliche Zustand ist noch sehr gut, nur bedürfen Tapeten, rc. rc. der Reparatur, wenn's was ganz Schönes geben soll. — Der ganze Spectakel wird höchstens auf 2500—3000 Thaler kommen, u. wenn man noch 500 Thaler dazu thut für Reparaturen u. Verschönerungen, so hat man was Eclatantes. — Fräulein von R. verlegte dann ihr Institut von Soest nach Unkel, ich unterrichtete ihre Töchter in Französisch, Geographie rc. rc. — es wäre sehr schön!

Ich gerathe aber in's Schwätzen u. Plänemachen. Wir wollen uns für's Erste hübsch bescheiden an's Miethen halten u. dann in Allem sehen, wie es geht u. sich macht. — Sobald ich eingerichtet bin, schreib ich Dir Mehr u. Weiteres und statte zu Weihnachten jedenfalls mündlichen Rapport ab. —

Umgang hab' ich hier gar keinen u. such' ihn auch nicht. — Einen einzigen jungen Mann, ein Stud. von Steinacker in Bonn, dessen Aeltern (pensionirte Oberstenleute) meine nächsten Nachbarn sind, hab' ich kennen gelernt und bin einmal in seiner Familie zum Essen gewesen. Doch werd' ich diese Bekanntschaft (mit der Familie) nur ganz sparsam im Gange halten und sonst keine anknüpfen. — — — — —

Der junge Herr Baron von Steinacker wird übrigens wahrscheinlich in einigen Wochen Grüße von mir an Euch bestellen. Er hat heute eine Fußreise nach Westfalen angetreten u. wird in Soest bei Wilhelm Dohm logiren. Er hat einen gewaltigen Hund bei sich, kalbsgroß u. Hektor geheißen, der meinen armen Strolch schon ein paarmal tüchtig gebissen hat. — Viel Umstände braucht Ihr nicht zu machen mit dem Herrn Studenten — ein Glas Wein und damit holla! Er ist ohnehin noch zu sehr bloß Student, als daß Ihr gegenseitig viel Gefallen an einander haben könntet. Unsere Bekanntschaft ist ohnehin kurz u. oberflächlich.

— — — — — — — — — — — — —

Meine Sachen treffen Montag von Cöln hier ein. — Ich werde dann die fraglichen Gedichte für Dr. Kapp gleich heraussuchen u. sie ihm sofort zustellen. — Theil' ihm das gef. mit u. empfiehl mich ihm und der Frau Doctorin recht freundschaftlich. — Ebenso Fräulein Reuß und Jettchen R. —

Daß Dir mein erster Westfalenbogen (für einen solchen krieg' ich drei, für 16 Seiten bei Cotta aber vier Friedrichsd'or) so gut gefallen hat, macht mir

große Freude, Du liebes Mädchen! Schreibe mir doch auch, was Kapps u. Fräul. Rß. dazu gesagt haben. — Finden namentlich die ersteren die Beschreibung der Porta Westphalica anschaulich genug?

— — — — — — — — — — — — —

Und nun für heute mit tausend und aber tausend Küssen Adieu. — Was ich für heute sollte vergessen haben, das Nächstemal! — Allen die freundlichsten, herzlichsten Grüße! — Schreib' bald! — Mit der treusten, innigsten Liebe

Dein

Ferdinand.

Meine theure Lina!

Von Deiner großen Ellingser Tour wirst Du jetzt zurück sein und Dich des stillen, traulichen Landlebens in Erinnerung an Deinen Amanten, der ja jetzt ein ähnliches führt, gefreut haben. Ich habe gleichzeitig, in buchhändlerischen Angelegenheiten, eine kleine Tour nach Cöln gemacht u. fand Deinen Brief erst bei meiner Rückkehr vor, etwa acht Tage, nachdem er geschrieben war. Eine Menge Arbeit, die sich inzwischen gehäuft hatte, ebenso die Anwesenheit eines Düsseldorfer Malers, der mich für den Steindruck gezeichnet u. zu diesem Zweck fast eine Woche lang täglich in Anspruch genommen hat, sind Schuld, daß ich wieder erst so spät zum Antworten komme. Ich will mich nicht vertheidigen — ich lege mein Schicksal in Deine Hände und will nächste Woche aus Deinem Munde

persönlich mein Urtheil empfangen! Sei nur nicht allzu ungnädig, ich will auch ganz, ganz artig sein u. die Feiertage hindurch zu Deinen Füßen liegen, wie Strolch in diesem Augenblicke zu den meinigen! — — Bitte, bitte! —

Dienstag Nachmittag oder Abend, denn die Post geht ja an diesem Tage über Arnsberg, werd' ich dort eintreffen u. also noch eben zum Gloria recht kommen. — Ich denke eine rechte Festtagslaune mitzubringen u. trotzdem, daß ich die Nacht durchfahren mußte, noch lange, lange in den Abend hinein mit Dir zu plaudern.

Wenn Ihr den neuen Wein, den man übrigens jetzt gerade so aus Gläsern trinken kann, wie alten, (nur wenn er ganz jung und trüb' ist, wird er aus Tassen getrunken) noch nicht angestochen habt, so wartet auch noch damit, bis ich komme. Wir öffnen das Faß dann zusammen, und ich sehe, was Ihr für ein Mäulchen macht, wenn Ihr das Unkeler Wachsthum zuerst kostet. Wahrscheinlich stellt Ihr Euch doch mehr davon vor, als dran ist. Er ist jetzt schon nicht mehr so lieblich, wie ganz jung, u. wird wohl erst im nächsten Jahr das Herbe verlieren, was Euch daran mißfallen wird, was aber mir, als einem nunmehrigen Rhein- und Weinländer, eben am besten behagt. — Doch wir wollen sehen. —

— — — — — — — — — — — — —

Strolchenfels,

20. Dez. 1839

7 Uhr Morgens bei traulichem Lampenlicht, knisterndem Oefchen und selbstfabrizirtem Kaffee."

Wie gewöhnlich blieb er bis in das neue Jahr hinein in Soest. Auf wie lange, lange Zeit hinaus dieser Besuch sein letzter sein sollte, ahnte er beim Abschied wohl selbst nicht. Zu Ende der ersten Woche des Januar 1840 verließ er uns — „Es war ein Tag um die Drei-Königszeit" — und fuhr geradezu in den Roland-Trouble hinein, in den ihn der zündende Aufruf versetzte, der unter dem ihn mächtig ergreifenden Eindruck des Einsturzes des Rolandsbogens entstand. Seine Briefe kamen spärlich.

„Roland muß mich entschuldigen," schrieb er am 28. Januar. — — — —

„Ich kam also hier an, der Bogen war eingestürzt, ich ließ mein Gedicht los und nun hatte ich den Teufel am Halse. Zuerst das Erfreuliche der Geschichte. Der Anklang war ungemein, die Wirkung electrisch. Du wirst aus der Zeitung gelesen haben, wie sich Alles beeifert, beizutragen. Gegen 250 Thlr. sind schon beisammen, Deinen Ducaten (wofür der Säckelmeister nochmals dankt, u. den Du in der Ztg. gefunden haben wirst) mit eingerechnet, und viel mehr dürfte kaum erforderlich sein. Diese sind aber bloß für den Ritter, der Knappe ist extra bedacht worden. Schmeichelhafte Briefe, Gedichte, und was das Schönste ist: Stickereien und dgl. von unbekannten schönen Händen laufen fast täglich ein, die Honoratioren von Rolandseck haben mir schon ein Festtrinken veranstaltet (wobei es aber ganz ordentlich zuging) u. Du kannst denken, wie mich das Alles in Athem hält. Ich habe eine ordentliche Rolands-Correspondenz zu führen und es kostet manchmal Mühe, daß ich durchkomme."

Die Sache hatte aber auch, vorübergehend, ihr Unangenehmes. Kaum war das Gedicht veröffentlicht, als ihm von verschiedenen Seiten die Kunde kam, daß die Ruine Privateigentum der Prinzessin Wilhelm von Preußen sei, und daß sein Eingriff in deren Eigentumsrecht unliebsame Folgen für ihn haben könne.

„Was thun? Ich schreibe auf der Stelle an die Prinzessin nach Berlin, werfe mich ihr in geziemender Weise zu Füßen, sage so und so und bitte sie zum Schluß, daß sie huldvoll geruhen möge, der Sache ihren Lauf zu lassen und selbst nur das Protectorat darüber anzunehmen — — — — —. Ich erwarte jetzt täglich eine Antwort, und hoffe, daß sie günstig ausfallen wird. — — — — — —

Schlimmsten Falls erhalte ich von Berlin einen Wischer, die Prinzessin stellt die Rummelei selbst wieder her, und die eingegangenen Gelder werden für ein Findelhaus oder eine Rumfordsche Suppenanstalt verwendet. — Ich glaube aber nicht, daß es dazu kommen wird. — Und wenn auch, so thut es doch nichts! — Denn hab' ich in meiner Dummdreistigkeit nicht ein ganz prächtiges Gedicht gemacht (auch Dir muß es gefallen haben!)? bin ich nicht außerdem durch diese Sache urplötzlich ganz ungeheuer populär am Rhein geworden? Bringen mir nicht verschleierte Damen das Geld in's Haus? Und hab' ich nicht noch gestern mit der Post von unbekannter Hand einen höchst feierlichen Geldbeutel zugeschickt erhalten, worauf die Worte gestickt sind: Des Knappen Seckel?"

Sein Vertrauen auf eine günstige Antwort von Berlin

wurde nicht getäuscht. Die Prinzessin trat dem Rolandsknappen ihre Rechte bezüglich der Herstellung des Bogens ab und beglückte ihrerseits die gerade im Bau begriffene Schule des Dorfes Rolandswerth mit der Gabe eines ansehnlichen Kapitals.

Rasch neigt sich nun der Briefwechsel und mit ihm das lange Zeit hindurch so schöne, innige, doch in den letzten Jahren durch Schwankungen und Stürme oft getrübte Verhältniß seinem Ende zu. Dennoch erfuhr ein nochmaliges Freiheitsanerbieten ihrerseits zuvor ein nochmaliges Zurückweisen seinerseits.

Meine theure, heißgeliebte Lina!

Wenn ich nicht, bei aller äußeren Vernachlässigung, innerlich das Gefühl hätte, daß ich es stets, auch in den letzten stummen Wochen, nur gut mit Dir gemeint habe, daß mein Vorsatz, Dich auf den Herbst zu holen, nie wankend geworden ist, und daß mich nur allerlei trübe Aussichten, die sich diesem Vorsatz abermals in den Weg stellen zu wollen schienen, seither tief melancholisch und eben deßwegen verzagt und schweigsam gemacht haben, so würde ich es kaum wagen, Dir, Du gute Lina, wieder unter die Augen zu treten. Dein Brief: für eine einsame Stunde hat mir erst recht wieder gezeigt, was ich an Dir habe — und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, Dir zu schreiben! Ich fühle, wie ich Dich betrübt haben muß! Auf eine solche Mittheilung gar keine Antwort!! Vergib mir, liebe, theure Lina! Bei Allem, was mir hei-

lig ist, schwöre ich Dir, daß nicht Mangel an Liebe mich so lange schweigen ließ. Wochen sind vergangen, ehe ich es nur wagte, Dein Schreiben zu öffnen, und als es geschehen war, machte mich das immer noch Schwankende und Ungewisse meiner Lebenslage so muthlos und traurig, daß ich erst jetzt, wo mich das herrliche Frühlingswetter neu belebt, mir ein Herz fasse, um an Dich zu schreiben. O vergib mir jede Thräne, jede trübe Stunde, jede schlaflose Nacht, die mein Schweigen — ich fühle es nur zu tief und zu bitter! — Dir bereitet haben muß!!

Liebe, theure Lina! kann ich Dich denn missen? muß es nicht gerade jetzt, wo ich einen so klaren Blick in Dein gutes Herz gethan habe, aus reinstem, stärksten Antriebe mein ungetheiltes Bestreben sein, Dir das viele Herbe, was ich theils mit, theils ohne meine Schuld in Deinen Lebensweg geworfen habe, durch meine Liebe wieder zu ersetzen? O Gott, möchte es mir doch vergönnt sein, es Dir bald und ganz zu zeigen, wie lieb Du mir bist, und wie bittere Reue ich über Alles fühle, was meine Heftigkeit, meine Leidenschaftlichkeit Dir je zugefügt hat! — — — — — — — — — — — — — —

Die 3. Auflage meiner Gedichte kommt schon zu Ostern heraus, und wenn ich von dem Honorar dafür auch nicht viel übrig behalte, da ich theils (wie Du auch weißt) schon im vorigen Jahr einen Vorschuß darauf erhielt und theils — ich schäme mich fast, es zu sagen! — durch die Verlogenheit meines Hausgenossen über seine pekuniairen Verhältnisse und

meine eigene Gutherzigkeit, dumm genug gewesen bin, ihm vor und nach nahe an 200 Thaler vorzu-
strecken, die ich, wenn es gut geht, erst in 3 bis 5 Jah-
ren wiederkriege: — so knüpfe ich doch an dies schnelle Vergreifen meiner 2. Auflage die freudigsten und zuver-
sichtlichsten Hoffnungen für die Zukunft. Wahrschein-
lich wird schon im Herbst, oder doch spätestens im Früh-
jahr 1841, eine vierte Auflage nöthig werden, und wenn ich mir noch sonst etwas dazu verdiene, so ist für das Nöthigste gesorgt. Doch bin ich es Dir wie mir schuldig, wenn wir wirklich den entscheidenden Schritt thun, nicht allein auf dieses immerhin schwankende und unsichere Einkommen zu rechnen, sondern von Moritzens Anerbieten, in Betreff eines Theils von Deinem Capital, Gebrauch zu machen. Es kommt mir schwer an, das weiß der liebe Gott, es ist aber durchaus Pflicht, daß wir uns diese Reserve sichern, und mit ihr, glaub' ich, können wir ruhig wagen, was nur Verhältnisse bisher aufschoben.

Und so tret' ich denn nochmal vor Dich hin, biete Dir Herz und Hand, wie vor zehn Jahren, und frage Dich, ob Du mir folgen willst, wenn ich im Sept. oder October nach Soest komme, Dich herüberzuholen an den Rhein? In welchen Ort, weiß ich noch nicht. Jedenfalls aber in eine größere Stadt, wahrscheinlich Coblenz (nicht Cöln), da das Leben auf dem Lande doch gar zu sehr von litterarischen Hülfsmitteln fern ist und man — was seltsam klingt, aber doch wahr ist! — in einer größeren Stadt einsamer und abge-
schlossener leben kann, als selbst auf dem Lande, wo

die paar Leute, mit denen man umgehen kann, immer und ohne Aufhören auf uns zurückkommen müssen. In einer Stadt ist man weit ungenirter und nicht so zu Bekanntschaften gezwungen, wie auf dem Lande. Gewiß, nur diese beiden Punkte können mich bewegen, Unkel wieder zu verlassen. Es ist so schwer, sich bei einem Rufe, wie der meinige nun einmal ist, ganz von den Leuten zurückzuziehen; Deinet= und meinetwegen aber ist es mein heiliger Vorsatz, daß es geschehen soll, und eben deßwegen will ich das sonst so freundliche Unkel wieder daran geben, da es ein paar sehr lästige Bekanntschaften für mich enthält und auch Besuchen von Bonn und Cöln zu sehr ausgesetzt ist. —

Diese Erörterungen, sowohl über meine finanzielle Lage, wie über unsern zukünftigen Wohnort mußte ich meinem Antrage, den ich nun noch einmal liebevoll und feierlich wiederhole, hinzufügen. Ich sehe Deiner Antwort mit Vertrauen entgegen und bitte Dich, Moritz und Louise von diesem Briefe gleich in Kenntniß zu setzen. Die Mutter wird ihn ohnedieß wohl gleich durch Dich mitgetheilt erhalten. —

Und nun nur noch die Versicherung, daß Deine weitläufige Auseinandersetzung so mancher Nebenumstände, die den Anfang unseres Verhältnisses betreffen, Dein ganzes Verhalten im Laufe desselben vollkommen gerechtfertigt haben. Eigentlich sollte ich sagen: gerechtfertigt haben würden, wenn es der Rechtfertigung auch nur im Mindesten bedurft hätte. Ich kannte Dich ja, mein theures Mädchen, und wenn ich vielleicht in aufgeregter Stimmung zuweilen ein ver=

letzendes Wort fallen ließ, so war das ja blos der Stimmung, oder manchmal auch dem Umstande zuzuschreiben, daß Du selbst mit Deinen ewigen Bedenklichkeiten mich auf eine harte Aeußerung brachtest, die mir eben so wenig Ernst war, als ich sie im nächsten Augenblick bitter bereute. — —

Liebe, liebe Lina! kannst Du, wirst Du mir mein abermaliges langes Schweigen eben so liebevoll verzeihen, wie Du es schon so oft gethan hast? — Die Thränen schießen mir in die Augen! — Kein Wort mehr! — Bitte, bitte, antworte mir bald — was ich Dir heute geschrieben ist alles, alles mein festester Ernst, meine tiefste Ueberzeugung! — Ich drücke Dich an mein Herz!

Dein

Ferdinand.

Trotz seines Ernstes, seiner Dringlichkeit, konnte dieser Brief das Verhältniß nur zu einem kurzen Scheinleben erwecken.

Nach einem langen Schweigen Ferdinands im Sommer 1840, während dem Gerüchte zirkulirten und auch zu Karolines Kenntniß gelangten, die, wenn auch nicht ganz grundlos, sich später als übertrieben und entstellt erwiesen, entschloß sie sich aus dem Druck und der Schwüle vergeblichen Harrens zu einem entscheidenden Schritt. Sie bat den in Eilpe bei Hagen weilenden Maler Schlickum um eine Zusammenkunft auf Hohensyburg. Er sagte zu, und am Morgen des 16. August 1840 führte Onkel Moritz' Equipage sie dem schönen Aussichtspunkt und der Stunde

zu, die ihr Geschick von dem Freiligraths endlich entschieden trennen sollte. Mein Bruder Karl und ich begleiteten sie, die Fahrt durch den herrlichen Herbstmorgen nur halb und schüchtern genießend, da der Ernst in Karolines Zügen sich auch uns mitteilte. In Aplerbeck stiegen wir aus. Karoline wünschte dort die Gräber ihrer Eltern zu besuchen, uns die letzte Ruhestätte unserer Großeltern zu zeigen. „Schlecht wildes Kraut" wucherte und blühte darauf. Sie pflückte einen Strauß, und nach kurzem, ernst-stillen Verweilen wurde die Fahrt fortgesetzt. Schlickum war schon vor uns eingetroffen und kam uns bei der Herauffahrt entgegen. Schweigend reichte er ihr und uns die Hand und geleitete dann Karoline in das leere, lange und niedrige Gastzimmer. Wir beiden Geschwister blieben im Freien und blickten beklommenen Herzens dann auf die dunkeln Wolken, die sich indeß zusammengezogen und tief niederhangend über die düstern Waldungen hinglitten, dann durch die niedrigen Fenster auf die tief-ernst und erregt zu Schlickum redende Karoline.

Die Unterredung währte nicht lange. Als sie beendet war, hatte Karoline den in nächster Zeit zu längerem Aufenthalt nach Unkel gehenden Schlickum mit ihrem entschiedenen Abschiedswort an Freiligrath beauftragt und ihm den an den Gräbern ihrer Eltern gebrochenen kleinen Strauß als ernstfreundlichen Friedensboten für ihn mitgegeben.

Mein Bruder hat die Botschaft nicht verstanden. Er antwortete nicht nur Karolinen nicht, die Freiheit annehmend, die sie ihm gab, auch ein nach einiger Zeit an ihn gerichteter Brief der Mutter blieb ohne Antwort. — Wohl

mag es ihm schwer geworden sein, nach allen seinen Weigerungen das richtige Wort zu finden.

So konnten wir längere Zeit seinem Geschick nur aus der Ferne folgen. Schlickum gab unserer Mutter auf deren Bitte ab und zu Nachricht über ihn, Anderes lasen wir in den Zeitungen, hörten wir von Bekannten, die ihn gesehen. Oede und still verliefen die Festtage, an denen er sonst gekommen, öde und still die ganze Zeit, in der keine Briefe mehr von ihm eintrafen. Karoline erkrankte schwer, und nur ihrer durchaus gesunden Natur hatten wir es zu danken, daß sie uns erhalten blieb. Mein Bruder hat das wohl nie erfahren, da wir auch später niemals mit ihm über diese Zeit geredet haben.

Fast drei Jahre gingen so vorüber. Wir mußten uns auf immer von ihm getrennt glauben. Sein Name, sein Ruhm in Aller Munde weckte in unseren Herzen, in denen die alte treue Liebe ihm bewahrt wurde, schmerzlichste Erschütterung, doch hatten wir nach und nach gelernt, unter uns wieder gefaßter über ihn zu reden, Mitteilungen Anderer über ihn ruhiger entgegen zu nehmen. Ich war damals noch fast ein Kind. Meine Schwester war im Besitz einer nicht besonders kräftigen, aber schönen, sympathischen Mezzo-Sopranstimme und sang mit großer Vorliebe die drei von Löwe componirten Romanzen Freiligraths. Sie war eine durch und durch musikalische Natur und zu allen für musikalische Composition geeigneten Gedichten und Uebersetzungen meines Bruders kamen ihr einfache, passende Melodien wie von selbst, die sie dann

zu ihrer eigenen Begleitung am Klavier abwechselnd allabendlich in der Dämmerung sang, wobei ich häufig einstimmte. Als ich selbst später mich ernsteren musikalischen Studien widmete, habe ich den Versuch gemacht, diesen Melodien mit ihren einfachen Begleitungen künstlerische Form und Abrundung zu geben, fand jedoch, daß sie dadurch ihren Hauptreiz einbüßten. Auch gehörte meiner Schwester schöne und seelenvolle, bei diesen Liedern immer gedämpfte Stimme dazu, um die hochpoetische Wirkung hervorzubringen, welche selbst die Erinnerung daran mir noch aus jener fernen Zeit wieder herzaubert. Einige dieser kleinen Compositionen, die ich richtiger Eingebungen nennen möchte — meine Schwester hat sich auch später niemals mit theoretischen Musikstudien befaßt — hatten übrigens auch eine durchaus abgerundete Form, so namentlich das in einfachster Melodie und einfachstem Rhythmus doch wie mit ehernen Schritten einhergehende „Miriams Lied" nach Moore, wobei sie aus ihrer gedämpften Weise auch immer in eine energischere überging.

Gegen das Ende der dreißiger Jahre war eine eingreifende Veränderung in unser Leben getreten. Onkel Moritz bezog mit seiner Familie das neue Haus am Grandweg, da jedoch die Herüberschaffung des Geschäfts nicht so rasch bewerkstelligt werden konnte und erst nach und nach vorgenommen werden sollte, übernahm meine Mutter auf ihres Bruders Wunsch vorläufig — doch auf längere Zeit, als damals vorausgesetzt wurde — die Führung des Haushalts auf der Rose. Bruder Karl, dem nach wie vor jede anstrengende geistige Thätigkeit untersagt war, der aber trotzdem auf dem Gymnasium die Terzia absolvirt hatte

und in seinen Mußestunden viel und mit Vorliebe las, übernahm nach kurzer Lehrzeit die Leitung der neuerdings eingerichteten Essigfabrik. Karoline, deren baldige Verheiratung vorausgesetzt wurde, machte den Wohnungswechsel nicht mit, sondern blieb bei uns und ist von da ab durch alle Wechselfälle des Lebens bis zu ihrem Ende mit uns vereint geblieben. In guten, wie in bösen Tagen ist ihre Gegenwart uns eine Freude, ein Segen gewesen und schwer hat uns, trotz ihres hohen Alters, ihr Tod getroffen, dem sie in längerer Krankheit klaren Geistes und gefaßt entgegen sah. — Sie überlebte ihren früheren Verlobten um nahezu drei Jahre.

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1842, als — wir waren gerade vollzählig im Wohnzimmer versammelt — der Briefbote pochte und einen Brief in meiner Mutter Hände legte. Als sie sich mit demselben der Lampe näherte und einen Blick auf die Adresse warf, bedeckte plötzlich Leichenblässe ihr Gesicht, verrieten ihre Züge tiefste Erregung. Anfangs unfähig ein Wort zu reden, setzte sie sich und preßte dann nach einigen Sekunden mühsam hervor: „Von Ferdinand." Wie ein elektrischer Schlag, wie ein Sturm ging es durch die Herzen. Kein Wort wurde gesprochen. Nach einer Weile erhob sich die Mutter, um sich mit dem Briefe in ihr eigenes Zimmer zu begeben. Lina folgte ihr. Ich stand neben der im Sopha sitzenden Karoline, die meine Hand fest gefaßt hielt. Auch Karl blieb, so sehr auf seinem lieben, aufgeregten Gesicht der Wunsch ausgesprochen lag, rasch den Inhalt

des Schreibens zu erfahren. Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht, die Zeit schien still zu stehen. Endlich sagte ich: „Ich möchte auch hinauf." Karoline ließ meine Hand fahren und sagte leise: „Geht nur."

So hatten dennoch die Erinnerung, die alte Liebe, die Sehnsucht und — warum soll ich es nicht sagen, denn wer ist ganz frei von Schuld — das Gewissen, ihm die Feder in die Hand gezwängt! —

Tief ergreifende, erschütternde Zeilen waren es, die ich, nachdem Karl den Brief gelesen, rasch durchflog.

St. Goar, 9. Nov. 1842.

Heißgeliebte, theure Mutter!

So wag' ich es, Dich wieder anzureden, obgleich Jahre verflossen sind, in denen ich Dir und all' den Lieben, an welche die heiligsten, innigsten Bande mich fester, als an jedes andere Wesen auf Erden, hätten fesseln sollen, nicht nur fern gestanden, sondern durch die tiefste Verletzung Eines Gliedes unserer sonst so fest und liebevoll geschlossenen Kette unsäglichen Jammer über Euch gebracht habe! Was geschehen ist, kann nicht geändert werden; was ich, in einer Uebergangsepoche von den Wellen eines äußerlich viel bewegten Lebens zu leicht mich fortreißen lassend, an Euch Allen verbrochen habe, bleibt mit der ganzen qualvollen Schwere einer nie zu tilgenden Schuld auf mir lasten: — aber es läßt mir keine Ruhe, bis ich wenigstens zu Euren Füßen diese Schuld gestanden, bis ich Lina's Kniee bittend umklammert u. ihre u.

Euer Aller Vergebung auf mich herabgefleht hätte! Da liege ich vor Euch, weinend u. schluchzend u. in innerster Seele abbittend, was ich Euch Leides u. Herbes zugefügt! Verschmäht meine Reue nicht! Gott ist mein Zeuge, daß sie wahr u. echt ist, daß sie den heiligsten Regungen eines blutenden, im Gefühl seines Unrechts zerrissenen u. gequälten Herzens entspringt. Wohl wiegen meine Thränen die nicht auf, die Lina um mich geweint hat, aber sie zeigen ihr doch, daß u. wie ich bereue!

Erlaß es mir, liebe Mutter, der Vergangenheit ausführlich zu gedenken! Wohl könnt' ich Dir Manches aus ihr erzählen, was zu meinen Gunsten spräche, was wenigstens ein milderndes Licht auf mich zu werfen vermöchte, aber was hilft das Einzelne, wo das Ganze schlecht ist? Ich komme ja nicht, um mich zu entschuldigen, sondern um Euch meine Reue an den Tag zu legen! Nur das laß mich Dir sagen, daß mein Schweigen in jener ersten Zeit des Rücktritts u. der Entfremdung eher die Folge innerer Unschlüssigkeit u. Verzagtheit, als die bösen Willens u. höhnischer Verschmähung war*). Deß ist Gott mein Zeuge! Die Seelenkämpfe, die ich damals durchmachte, waren furchtbar, und daß ich in ihrem Ringen, in Bezug auf die Art der Auflösung meines Verhältnisses mit Lina, nicht das Rechte ergriff, daran war bei Gott eher alles Andere schuld, als die Idee einer vorbedachten, planmäßigen Kränkung! Ich war

*) Das hat auch wohl kaum Jemand anders vorausgesetzt. Die Verf.

damals noch ein unfertiger Mensch, ein erst werdender Character, der in unseligem Schwanken da am wehesten that, wo Pflicht und eigenes Herz ihm am meisten zu lieben geboten!

Fast drei Jahre sind seitdem vergangen, u. ich blicke auf die Zeit, wo ich Lina u. Euch Alle so tief verletzte, zurück, wie auf einen wüsten Traum. Ich fühle mich ein Anderer, ein Klarerer u. so Gott will auch ein Besserer, als damals, u. habe nur den Schmerz, Euch so wehe gethan zu haben, mit ihm aber auch das Bedürfniß u. den festen, reinen Willen, jetzt wenigstens noch gut zu machen, was gut gemacht werden kann, aus der Vergangenheit in die Gegenwart mit hinübergenommen. O, weis't mich nicht ab! Ich bitte Euch fußfällig u. flehentlich, laßt mich wieder Einer der Euren sein! Jahre sind vergangen, in denen ich Euch fern gestanden, meine Liebe Euch entzogen, Eure Stimmen nicht gehört, Eure Augen nicht gesehen habe — o Gott, ich bitte, ich beschwöre Euch, gebt mir Gelegenheit es nachholen zu können u. Euch in der Zeit, die es uns durch Gottes Güte noch gestattet sein wird, miteinander auf der Erde zu leben, doppelt u. dreifach zu zeigen, daß ich, trotz alles Vorgefallenen, dennoch im Grunde nie aufgehört habe Euch zu lieben, u. daß Alles nur eine unselige, beklagenswerthe Verirrung war, die ich zu büßen u. wieder gut zu machen bereit bin. O, verwerft mich nicht! Ich will Eure Vergebung wie eine Gnade, wie ein unverdientes Geschenk annehmen, u. die Zukunft soll es Euch zeigen, daß ich ihrer nicht unwürdig war! —

Liebe, gute Mutter — ich würde heute nicht nur Dir, ich würde auch Lina schreiben, wenn ich wüßte, ob ich es wagen darf! Sie ist zu tief, zu schmerzlich von mir gekränkt worden. Wie ich mich jetzt selbst kennen u. beurtheilen gelernt habe, mag es allerdings gut gewesen sein, daß sie nicht die Meine für's Leben geworden ist — ihr weiches, mildes Wesen wäre, glaub' ich, nicht im Stande gewesen, mich, den damals fast Verwilderten u. in sich selbst Verlorenen wieder in's rechte Gleise zurückzuführen, u. dann wäre das Elend ein unermeßliches, ein Elend für's Leben gewesen! Aber die Art, in der ich mich von ihr zurückzog, hatte sie nicht verdient, u. ich fürchte, daß sie mir die nie vergeben kann! Ich habe es vorhin schon gesagt, daß ich jetzt ein Anderer bin, als damals. Ich begreife jetzt selbst kaum, wie ich mich zu solchem Frevel an dem reinsten, edelsten Herzen konnte hinreißen lassen! Es war Mangel an innerer Reife, Mangel an Characterfestigkeit! O Gott, wenn Lina mir vergeben wollte!! Sie würde mir u. Ida ein Engel sein — ihre Verzeihung würde erst recht den Segen u. den Frieden in unsre Häuslichkeit tragen — wir wollten, wie vor unsrer Schutzheiligen, vor ihr knien!

Nur mit Scheu u. Zagen habe ich eben den Namen meiner Frau ausgesprochen! Ach, sie ist so fromm u. auch so gut, daß ich sie Eurer Liebe gewiß an's Herz legen darf, aber ich brauche es nicht in Worte zu kleiden, was mich abhält, Viel von ihr zu reden u. ihre Güte, ihre Trefflichkeit vor Euch zu preisen: Sie

ist lieb u. gut u. fromm u. liebt Euch von ganzer Seele. Zürnt Ihr wenigstens nicht — sie hat keine Schuld! O Gott, wenn sie Euch einst Etwas werden könnte!

— Ich bin unaussprechlich weich u. bewegt u. weiß nicht, was ich Euch noch sagen soll. Vergebung, Vergebung! — Das ist das einzige Wort, was immer u. immer wieder in meiner Seele ertönt. Was kann dieser Brief anders sein, als Eine, Eine Bitte?

Was hätte ich nicht Alles zu fragen, was Alles zu sagen! Durch Reisende u. Briefe hab' ich zuweilen von Euch gehört, aber es war ungenügend u. unzusammenhängend. In meinen Träumen seh' ich Euch oft, bald gut u. freundlich, bald abweisend u. unversöhnlich. Karl war noch in einer der letzten Nächte bei mir; ich wollte ihn umarmen, aber er wandte sich ab. — Ach, die Thränen stürzen mir unaufhaltsam über die Wangen. —

Meine äußere Lage ist jetzt ziemlich unabhängig u. sorgenfrei. Der König hat mir eine kleine Pension ausgesetzt, u. da ich außerdem literarisch Manches verdiene, so kann ich in dieser Hinsicht der Zukunft ruhig entgegen gehen. Hierher nach St. Goar, wo ich erst nur einen Sommeraufenthalt genommen hatte, bin ich jetzt seit vorigen Monat ganz gezogen, da die Gegend schön, u. der Aufenthalt ruhig und wohlfeiler wenigstens, als in einer größeren Stadt ist. —

Ach, welche Pläne hab' ich schon gemacht für den Fall, daß Gott Eure Herzen wieder zu mir führt, Ihr müßtet mich hier im Sommer besuchen. —

Schwester Lina oder Bertine*) könnte, Eine wenigstens, auf längere Zeit fest bei mir wohnen — mein Herz jubelt, wenn ich nur an die Möglichkeit denke!

Aber noch weiß ich ja nicht einmal, ob Ihr mich wieder haben wollt, ob ich je wieder Gelegenheit haben werde, Euch meine Liebe an den Tag zu legen! Gott gebe es, Gott lenke Eure Herzen! Aber wie Euer Entschluß auch lauten möge: stets werde ich Gott bitten, daß er Euch segnen u. Euch den Schmerz, den ich Euch bereitet, mit allem, allem Guten tausendfach vergelten möge. —

Lina, Mutter, Karl, Linchen, Bertine, Moritz, Louise — und selbst Ihr Kleinen — Elise, Ferdinand, Gisbert**) — noch einmal: hier umfasse ich weinend Eure Kniee, u. flehe mit blutigen Thränen: Vergebt mir! —

Gott segne Euch!
Auch wenn Ihr mich nicht wollt:
in Ewigkeit
Euer
Ferdinand.

Wohl Keins von uns schlief in jener Nacht.

Ich übergehe die Einzelheiten. Wir Alle bedurften der Sammlung, dennoch zögerte die Mutter nicht mit der Antwort.

---

*) Eine in meiner Kindheit in der Familie gebräuchliche Abkürzung meines Namens.

**) Die Schwollmann'schen Kinder.

Daß dieselbe, wenigstens in Betreff ihrer selbst und ihrer Kinder in der mildversöhnlichen, verzeihenden Weise ausfiel, die so ganz ihrem Charakter eigen, bezeugt außer seiner Erwiederung ein Brief Freiligraths aus jener Zeit an Krah*), der Stachel aber, den sein Verhalten Karolinen gegenüber in ihr Herz gegraben, die Scheidewand, die durch dasselbe vorerst noch unseren persönlichen Verkehr hinderte, waren nicht so rasch, nicht so vollständig zu entfernen.

Karoline trug der Mutter das verzeihende Wort auf, um welches er gebeten. Sie hatte auch namentlich unsertwegen die Gestaltung der Dinge, der ja von vornherein eine so viel weniger herbe Form hätte gegeben werden können, tief beklagt, und empfand nun eine reine, selbstlose Freude, für uns eine Rückkehr in das alte, geschwisterliche Verhältniß angebahnt zu sehen.

Meines Bruders Antwort traf erst nach Ablauf mehrerer Wochen ein, und die betreffenden Zeilen mögen selbst den Grund seines Zögerns darlegen.

St. Goar, 15 Dez. 1842.

Liebe, theure Mutter!

Dein liebevoller, gütiger Brief hat mich in innerster Seele erschüttert — schmerzlich und freudig, wie er es in unserer eigenthümlichen Lage wohl nicht anders konnte. Doch war das Gefühl des heißen, gerührten Dankes das vorherrschende, u. ich habe mit dem Aussprechen desselben absichtlich nur deshalb einige Zeit

*) Buchner, Band II, Seite 43.

gewartet, um der Weichheit Meister zu werden, die sich meiner in den ersten Tagen nach dem Empfang Deines Briefes bemächtigt hatte u. mir das Schreiben an Dich erschwerte. Schon einigemal versuchte ich es, Dir zu antworten, aber meine Bewegung war immer zu groß, als daß ich zu einem ruhigen u. geordneten Mittheilen meiner Gedanken u. Gefühle hätte kommen können. Heute endlich, hoffe ich, wird es gehen.

Laß mich Dir denn zuerst aus überfließendem Herzen meinen innigen Dank für die wahrhaft mütterliche Liebe aussprechen, die sich, bei allem Ernst, in Deinem Briefe kundgibt u. es mich mit froher Rührung erkennen läßt, daß Dein Herz mir nicht fremd geworden ist, trotz alles Harmes u. alles Kummers, den ich über Euch gebracht habe. Mit der nämlichen Rührung danke ich meinen Geschwistern, mit noch größerer aber, mit tiefstem, schmerzlichstem Ergriffensein, danke ich Lina für ihre Vergebung! Ich nehme sie an, wie ein unverdientes Geschenk, wie eine Gnade von Euch u. von Gott, u. bitte Ihn, daß er mir Eure Herzen fortan immer mehr wieder zuwenden möge, damit es mir möglich werde, Euch vor u. nach zu beweisen, wie sehr es mir mit einer reinen, aufrichtigen Sühne Ernst ist. —

Deine Mittheilungen über Lina haben mich mit reuigem Schmerze erfüllt. Ich kann den Vorwürfen, die Du mir machst, nicht begegnen und will den Gram, ein Herz, wie das ihre für's Leben verletzt zu haben, still in mir selbst tragen. Blicke ich jetzt auf die Vergangenheit zurück, so sehe ich allerdings ein,

daß ich anders hätte handeln müssen u. anders hätte handeln können. Nur Eins kann ich zu meiner Entschuldigung wiederholen: Daß die ganze Art meines Benehmens weniger das Resultut absichtlicher, vorbedachter Entschlüsse, als vielmehr dasjenige eines unbewußten Gehenlassens bei'm Erwachen einer neuen Neigung war. Ich war leicht, aber nie böse! — Wie sich Alles jetzt gestaltet hat, zieht sich auch durch mein Leben ein tiefer Gram, der vielleicht schmerzlicher ist, als der, welchen Lina empfindet. Möge Gott den ihren lindern u. sie meiner mit Milde gedenken lassen. Ich werde nie aufhören, ihr in meinem Herzen Abbitte zu thun!! —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Deine Nachrichten über meine Geschwister, wie über Moritz u. die Seinigen haben mich freudig berührt, zugleich aber auch meine Sehnsucht nach Euch Allen sehr, sehr angefacht! Ich billige es durchaus u. will es als etwas Selbstverschuldetes ohne Murren ertragen, daß Ihr Euer Benehmen gegen mich durch die Rücksichten geleitet werden laßt, die Ihr Lina schuldig seid, — aber von Herzen u. aus dem Grunde meiner Seele bitte ich Euch: geht nicht zu weit, versagt dem reuig zurückkehrenden Bruder nicht die Liebe, die uns als Kinder desselben Vaters miteinander verbinden soll! Auch gegen Karl, Lina u. Gisbertine bin ich mir durch mein langes Fernestehen einer schweren Vergehung bewußt, aber ich will sie ja wieder gut machen, die Stimme des Blutes zieht mich mit unabweislicher

Gewalt wieder zu Euch — gewiß, auch Ihr werdet sie hören u. ihr folgen! — O Gott, wie gern thue ich Alles, Alles für Euch Lieben! — Lina kann, Lina wird nicht wollen, daß ihretwegen eine ewige Scheidewand zwischen uns bestehen bleibt!

Wäre für Gisbertinens Kränklichkeit nicht vielleicht eine Aenderung des Orts und der Luft zuträglich? Wenn es so wäre, wie gern und wie liebevoll nähme ich sie bei mir auf! Die Rheinluft ist so frisch u. so kräftigend; noch mehr die frischen Strombäder, die sie hier in einem Badehäuschen genießen könnte! Die ganze Lage des Orts ist gesund u. vor Winden geschützt — o Gott, wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn Ihr mich dieses Beweises neuer Liebe u. neuen Vertrauens würdigen wolltet! Uebergehe, ich bitte Dich herzlich, liebe Mutter, diesen Punkt in Deiner Antwort nicht mit Stillschweigen! —

Den Kindern (so nenn' ich sie noch alle zusammen nach alter, lieber Gewohnheit, obgleich Karl jetzt schon ein großer Kerl ist) leg' ich die so eben erschienene 5te Auflage meiner Gedichte, u. Dir, liebe Mutter mein Gedenkbüchlein an Immermann als ein schwaches Zeichen ungeschwächter, alter Liebe bei. Nehmt Alles freundlich auf. In dem Immermannsbuch spricht vielleicht mein Schlußgedicht (das sich an die mit Bleistift bemerkten Stellen auf Seite 167 u. 169 anschließt) zu Deinem Herzen!

Gedenkt meiner an den Feiertagen mit vergebender Liebe! Möge uns das neue Jahr immer fester an einander schließen u. Balsam in die Wunden träufeln,

die mein Leichtsinn Euch schlug! Meine Frau dankt für Deinen freundlichen Gruß, u. erwiedert ihn liebevoll. Grüße Moritz, Louise u. ihre Kinder! Darf ich nicht um ein Wort, eine Zeile von meinen Geschwistern bitten? Bloß: „Wir wollen Dich wieder lieb haben!“ u. die Namen — ich sehne mich mit Thränen im Auge nach den lieben, alten Schriftzügen, die ich so lange entbehrt habe.

Gottes Segen über Euch Alle! — Leb' wohl, liebe, gute Herzensmutter! Schreib' mir wieder, sobald Dein Herz es Dir gebietet! —

Ewig, ewig,
Dein und Euer
Ferdinand.

Ein Haupt-Charakterzug Freiligraths war die Treue, und daß er sich selbst untreu geworden, daß durch die bis dahin schöne Harmonie seines Wesens und, im Ganzen, auch seines Lebens, die schreiende Dissonanz der letzten Jahre zog, daß sein Erinnern selbst zu den Tagen der Kindheit nicht mehr froh und frei zurückkehren konnte, das war und blieb lange Zeit hindurch eine wunde Stelle seines Gemüts. Wie dieselbe in allen seinen an die Seinigen gerichteten Briefen dieser Zeit bald mehr, bald weniger klar hervortritt, so besonders bei den ersten Geburtstagswünschen, die er der Mutter zum 11. Januar 1843 wieder darbrachte.

„Sie kommen aus einem tief ergriffenen, aus einem

weicheren und wunderen Herzen, als Du vielleicht ahnst.“ — — —

„O Gott, wie oft bin ich in den letzten Jahren an diesem und anderen Geburtstagen im Geist in Eurer Mitte gewesen! Aber es war mit einem unruhvollen, mit einem bangen u. gequälten Herzen! Das geistliche Blumengärtlein, in das der unvergeßliche Vater die Geburtstage unserer Familie selbst eingeschrieben — o Gott, wie oft, von meinen heißen Thränen benetzt, hab' ich es an solchen Tagen an meinen Mund u. an meine Augen gepreßt. Auch in diesem Augenblicke liegt es vor mir, u. die lieben, altbekannten Schriftzüge des Vaters u. der Mutter sehen mich mit zuckenden, die Thränen niederkämpfenden Lippen, wie oft schon. Sie reden mir von einem Paradiese, das ich als Kind besessen u. das ich auch als Mann noch besitzen würde, wenn ich es durch eigene Schuld nicht verloren hätte.“

Seiner liebevollen Aufforderung hinsichtlich meiner mochte die Mutter, deren Stellung jetzt ebensowenig eine leichte war, wie in den letzten Jahren vor der Entfremdung, vorläufig nicht Folge leisten. So sehr sie wünschte, dem Zurückgekehrten die volle, warme Liebe wieder zuzuwenden, die er begehrte und die sie ihm eigentlich immer bewahrt hatte, hielt sie doch eine Rücksichtnahme auf Karoline bezüglich eines zu raschen Wiederaufnehmens des persönlichen Verkehrs für durchaus geboten, obgleich diese Rücksicht in keiner Weise beansprucht wurde. Mein Bruder zollte, wenn auch schmerzlich bewegt, ihren Gründen volle Anerkennung. Sie war damals außerdem von einer schweren Sorge betroffen, indem eine schon länger andau-

ernde Kränklichkeit Karls sich plötzlich zu einem ausgesprochen langwierigen Leiden gestaltete, bei welchem häufig auch ihre nächtliche Pflege erforderlich war. So mag sie ein- oder zweimal nur flüchtig geschrieben haben. Einem ihrer nächsten Briefe an den Sohn aber fügten wir Geschwister, wie mir seine vor mir liegende Antwort bestätigt, alle — und gewiß in glücklicher, zitternder Aufregung — einige Zeilen bei.

St. Goar, 24 April 1843.

Liebe Mutter!

Der einliegende Brief der guten L. L. wartet schon seit dem 18. d. M. auf Beförderung, es ist aber immer so Viel dazwischen gekommen, daß ich erst heute zu seiner Absendung u. zum Ausdruck meines innigsten, herzlichsten Dankes für Deinen letzten liebevollen Brief gelange. Ich erhielt ihn am 3ten April, als eben ein englischer Schriftsteller mit seiner gleichfalls dichtenden Frau bei uns waren, u. las ihn dann, vielfach unterbrochen, zuerst auf einem Spaziergange, den ich mit den ausländischen Gästen machen mußte. Wenn ich Dir sagen könnte, wie er mich da, mitten in der knospenden Pracht des Frühlings, erquickt u. beglückt hat! Er ist so ganz Liebe u. Nachsicht u. hat mich, mit den freundlichen Zeilen der Kinder, deren Handschrift ich da nach Jahren zuerst wieder sah, tief, tief gerührt u. das Gefühl des reinsten, wärmsten Dankes in mir rege gemacht!

Tief aber hat es mich betrübt, u. bekümmert mich täglich noch, daß Karls Uebelbefinden einen so ernsten, hartnäckigen Charakter angenommen hat. Wie ich das Uebel aus der Entfernung beurtheilen kann, ist tüchtige, andauernde Bewegung mit ein Hauptmittel zur Wiederherstellung des armen Jungen, u. eine Fußreise in der schönen Jahreszeit wäre wohl ernstlich in Erwägung zu nehmen. — — — —

Freudig überrascht bin ich durch Lina's Briefchen gewesen. Sie hat in Handschrift u. Ausdruck etwas durchaus Festes und Sicheres erworben, was mich auf eine entsprechende schöne Entwicklung ihres ganzen Wesens schließen läßt." — — — — — — — — — — — — — —

Und dann seine Antwort an die Geschwister:

„Könnt Ihr Euch auch mein Gesicht noch vorstellen?" (Das konnten wir nun freilich sehr gut.) „Und habt Ihr vielleicht mein Portrait in Stahlstich gesehen, welches Cotta der 4ten Auflage meiner Gedichte beigegeben hat, u. welches man allgemein für ziemlich ähnlich hält? Wenn Ihr es noch nicht kennt, so sagt es mir nur. Ich werde es Euch dann schicken, wenn es Euch angenehm ist.

Treibt Ihr beiden Mädchen denn auch noch Clavier? Ich denke: ja, u. lege Euch drum ein Notenblatt mit einem wunderschönen Abendliede bei, das ich über Alles lieb habe u. dem ich schon manche stillbewegte, fromme Abendstunde verdanke. Wenn wir uns einmal wiedersehen, so hoff' ich, daß Ihr es mir vorsingen können werdet. Die Melodie hat so was Rührendfrommes!"

Es war das damals viel gesungene kleine Liedchen: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'". Wie würde es ihn gefreut haben, Schwester Lina „Die Fürstin zog zu Walde" singen zu hören! Er hatte wohl keine Ahnung davon, wie viel wir uns immer mit ihm beschäftigt hatten.

Zu Onkel Moritz ist mein Bruder nie wieder in nähere Beziehungen getreten. Zu tief wohl fühlte sich Ersterer in der so sehr geliebten jüngeren Schwester, in der teils vermeintlichen, teils wirklichen Verkennung seiner selbst verletzt, um auf den ersten Wunsch Ferdinands die Hand zum alten Bunde reichen zu können. Doch wurden später Grüße hin- und herüber ausgetauscht und haben auch die Hände der früher so eng verbundenen Männer sich wieder zu treuem Druck ineinandergelegt, als im Jahre 1867 mein Bruder zuerst wieder bei uns einkehrte.

Rührend und herzerfreuend war auch die herzliche und mit kindlichem Enthusiasmus erwiederte Zuneigung, welche der alternde Mann der zweiten Tochter Freiligraths, Louise, entgegenbrachte, als dieselbe vom Frühjahr 1865 bis zum Frühjahr 1866 bei uns in Soest weilte. Für meine liebe Nichte gab es kaum eine größere Freude, als wenn sie zum „Onkel", wie sie ihn einfach nannte, geschickt, oder mitgenommen wurde, und es war ein fesselndes Bild, neben den milden, freundlichen Zügen des Greises den hübschen, schwarzen Lockenkopf der jungen 16 jährigen Maid zu sehen, welche, die schönen dunkeln Augen unverwandt auf ihn gerichtet, seinen Worten lauschte und ganz besondere Freude an seinen Erzählungen aus den Befreiungskriegen hatte. — Neun Jahr später, im Herbst 1874 hatte sie noch die Freude, ihm ihre beiden Aeltesten, Her-

mann und Siegfried, vorführen zu können und ich bin überzeugt, daß die glückliche Gattin und Mutter trotz aller täglichen Anforderungen, die eben dieses Glück an sie stellt und denen sie in eingehendster Weise genügt, das Gedächtniß des zu Anfang des Jahres 1880 Dahingeschiedenen — wie aller Anderen jenes Kreises, die ihm vorangegangen und die ihm folgten — mit jener Treue bewahrt, die von ihrem Vater unverkürzt auf sie übergegangen.

Ob meine Geschwister das Glück der Wiedervereinigung mit dem Bruder voll und ungetrübt empfanden, weiß ich nicht, setze es aber kaum voraus, da ich ihr Empfinden nach dem meinigen beurteilen zu dürfen glaube. Die Spuren, die Wirkungen solcher Jahre verwischen sich nicht so leicht; in den Jubel, ihn wieder zu haben, schoben sie sich wie ein unsichtbares Hemmniß, nahmen beim Schreiben an ihn mir die Harmlosigkeit, lähmten mir Hand und Gedanken, und so mögen es armselige, beengte kleine Epistelchen gewesen sein, die ich den Briefen der Anderen beifügte.

Im Sommer 1844, ehe Freiligrath, vor der Veröffentlichung seines Glaubensbekenntnisses, Deutschland verließ, bat er Mutter und Geschwister um eine Zusammenkunft und schlug zu derselben ein in der Nähe Hohensyburgs einsam gelegenes, ländliches Wirthshaus, „Am Höchsten" genannt, vor. So sollte denn dieselbe Gegend, in der vor Jahren das trennende Wort gesprochen worden, Zeuge unseres ersten Wiedersehens sein. Onkel Moritz stellte uns seinen Wagen zur Verfügung, und in der Frühe eines schönen Augustmorgens eilten wir auf demselben Wege, den Karl und ich damals als Begleiter Karolines in so banger,

gedrückter Stimmung zurückgelegt, dem vereinbarten Ziel entgegen. Tapfer, aber dennoch viel zu langsam für unsere Ungeduld, griffen die beiden glänzend schwarzen Rappen des Onkels aus. Ein mindestens fünfstündiger Weg war zurückzulegen. Wir drei Geschwister waren in unbeschreiblicher Aufregung, dennoch lag es wieder wie eine Dämpfung über unserm Glück, wozu auch wohl der Gedanke, daß unsere geliebte Mutter nicht nur einer frohen, sondern auch aufregenden Stunde entgegen sah, beitragen mochte.

Endlich wurde das einsame Gehöft sichtbar. Inmitten rotblühender Haide lag es. Scharf spähten unsere Blicke hinüber. „Da steht er schon,“ sagte Karl leise, aber glückstrahlend. Und dann hielt auch der Wagen und mit einem Sprunge stand Ferdinand am Schlage. —

Wie oft geschieht es, daß in Augenblicken überwältigenden Gefühls, in denen es wie der Inhalt eines ganzen Lebens uns auf der Seele liegt und nach Aussprache drängt, uns das befreiende Wort versagt ist! Ihm entgegen *fliegen* hätte ich mögen, ihm um den Hals fallen, ihm wieder und wieder sagen, wie glücklich ich sei, ihn zu sehen, seine Hand zu halten und nun konnte ich nur stumm seine liebevolle Begrüßung entgegenehmen. Wie ein Bann lag es auf mir und anfangs wohl auf uns Allen.

An dem bei unserer Ankunft nur leicht bewölkten Himmel hatten sich mittlerweile immer schwerere Wolken zusammengezogen. Sturm fegte über die Haide und rüttelte an den kleinen Fenstern. So war die Möglichkeit eines Spaziergangs, der uns Allen so erwünscht gewesen wäre, ausgeschlossen, denn leichter weicht unter freiem

Himmel ein Druck von der Seele, finden die Herzen den Weg in das alte Geleise, auch im äußeren sich Geben und Gehenlassen, als in der Enge eines kleinen Stübchens. Dennoch waren es schöne, ernst schöne Stunden. Als die Mutter und Ferdinand einander gegenüber am Fenster saßen, Vergangenes und Zukünftiges beredend, stellte ich mich leise hinter seinen Stuhl. Wie, da ich als kleines Kind auf seiner Schulter saß, hätte ich ihm das schwarze, lockige Haar zerzausen mögen. Wie zuckte es mir in den Händen, das alte kindliche Spiel zu beginnen! Aber der Bann, der nicht weichen wollte, war stärker, und still setzte ich mich wieder hin.

Am nächsten Morgen schien die Sonne wieder aus wolkenlos blauem Himmel. Wir konnten noch einen kurzen, gemeinsamen Gang ins Freie machen und pflückten einen Haidestrauß, den wir vier Geschwister unter uns teilten zu greifbarer Erinnerung. Dann fuhr mein Bruder noch eine kurze Strecke mit uns, bis unsere Wege sich schieden.

Es war ein kurzes, aber doch uns wieder fester verknüpfendes Wiedersehen gewesen, dessen tiefe Erregung noch lange in den Gemütern nachzitterte.

Und dann begann für ihn ein unruhiges Wanderleben. Ostende, Brüssel, Meyenberg bei Rapperswyl, Zürich, London, und nach der Märzbewegung des Jahres 1848 wiederum Deutschland — Düsseldorf. Das Alles in einen Zeitraum von nicht ganz vier Jahren zusammengedrängt. Nachdem wir uns am 24. August auf der Landstraße verabschiedet, hörten wir erst im November von ihm. In Brüssel, Rue du Pachéco, hatte er mit seiner Frau einige

chambres garnies bezogen und beabsichtigte den Winter dort zu verweilen.

„Schon längst hätte ich Euch seit unserm Abschied zu Brüninghausen Nachricht von mir geben müssen: mein Leben seitdem ist aber so bewegt u. durch die Herausgabe meines „Glaubensbekenntnisses" so von innerer Aufregung zerwühlt worden, daß ich immer nicht die Stimmung u. die Sammlung finden konnte, die mir zum Schreiben an Euch nöthig sind." — —

„Und nun danke ich Euch nochmals auf's Innigste u. Heißeste für alle Liebe, die Ihr mir durch's Wiedersehen u. bei'm Wiedersehen an den Tag gelegt habt! Ach, mir war so unendlich weh, als ich von Euch schied! Mir war, als ob wir jetzt erst recht hätten anfangen müssen, u. da war es schon das Ende! Aber ich weiß auch schon das Glück zu schätzen, das Ihr mir durch diese kurze Begegnung bereitet habt! Habe ich Euch doch wieder in meine Arme schließen, Euch die Hand drücken, u. Euer Bild in frischen Farben meinem Herzen einprägen können! Und, nicht wahr, es ist dieses Wiedersehen nur der Anfang eines neuen, engeren Verkehrs unter uns gewesen? An diesem Glauben will ich mich wenigstens diesen Winter hindurch erquicken, und, bis der Frühling oder der Sommer uns ein neues Wiedersehen bringt, von der Erinnerung an den stillen, wehmüthig frohen Herbsttag auf dem Höchsten zehren. Es ist mir jetzt manchmal wie ein Traum, daß ich Euch wiedergesehen, mit Euch gesprochen, mit Euch gegessen u. getrunken, mit Karl in einem Bette geschlafen, u. dann mit ver-

haltenen Thränen einsam meinen Weg zum Postwagen gesucht habe! — Es waren ein 23 u. 24 August, die unvergeßlich in meinem Herzen eingegraben stehen! —"

„Jetzt mit wenigen Worten, was ich seit jenem Samstag Morgen getrieben habe. Um zwei Uhr Nachmittags war ich wieder zu Kettwig, wo mir die Freundlichkeit der Honoratioren die Ueberraschung eines solennen, von 4 Uhr bis Mitternacht dauernden Diners entgegen trug. Es war herzlich und gut gemeint, aber ich wäre der Sache, vollends nach dem Tage mit Euch, doch lieber aus dem Wege gegangen. Es war aber unmöglich. Anderen Tages gingen wir nach Düsseldorf, wo wir bei meinem Freunde Schrödter (dem Maler) logirten u. uns an seinen u. seines Schwagers Lessing neuesten Bildern freuten. Auch Karl Hübners berühmt gewordenes Bild „Die schlesischen Weber" sahen wir bei dieser Gelegenheit. Dann gings noch am Montag Nachmittag über Cöln nach Aachen, Tags darauf auf der herrlichen belgischen Eisenbahn bis Mecheln, u. Mittwoch Mittag, den 28. Aug. trafen wir endlich in Ostende ein, wo wir, zum größten Theil von gutem Wetter begünstigt, bis Anfang Octobers das köstliche Seebad benutzten u. dann hierher nach Brüssel uns wandten, wo wir ein quartier garni bezogen haben u. das Frühjahr in Ruhe erwarten wollen. Wohin dann, weiß ich selbst noch nicht. Die Rückkehr nach Preußen soll mir, wie die Zeitungen wissen wollen, verboten sein. Sollte sich dies bestätigen, so werde ich mich wahrscheinlich mit der schönen Jahreszeit in irgend einem traulichen

Ufereckchen der Maas (vielleicht zu Huy) ansiedeln. Das ist, soweit wir arme Sterbliche Pläne machen können, vor der Hand meine Absicht, u. hieran bitte ich, daß Ihr Euch halten wollt. Was Ihr sonst etwa hört, ich ginge nach Paris, nach Amerika u. dergl., ist gelogen u. aus der Luft gegriffen. Wenn mich Gott gesund u. am Leben läßt, denke ich Frankreich, England u. Nordamerika allerdings noch zu besuchen — aber nicht, um dort wohnen zu bleiben."

Der Aufenthalt in Brüssel und überhaupt in Belgien sagte ihm und auch seiner Frau auf die Dauer weniger zu, als es anfangs den Anschein hatte, weshalb sie schon gegen Mitte März 1845, durch einen bösen Nachwinter mit Schneestürmen, Glatteis und Eisgang schwer auf der Reise behindert, aufbrachen, um in der Schweiz ein Asyl zu suchen. Einem Wiedersehen war diese Zeit nicht günstig, obgleich mein Bruder verschiedentlich den Wunsch aussprach, uns in seiner Häuslichkeit bei sich zu sehen, namentlich, so lange er während des Sommers und des Herbstes in dem hübschen Landhause Meyenberg bei Rapperswyl am Ostufer des Züricher See's wohnte. Schwester Linas Reise dorthin wurde einmal projektirt und war, wenn ich nicht irre, schon festgesetzt, als irgend ein Hinderniß, dessen ich mich nicht mehr entsinne, zu ihrem gewiß nicht geringen Kummer den Plan zerstörend, eintrat. Im Herbst 1845 wurde sein ältestes Töchterchen geboren, im Frühjahr 1846 unser geliebter Karl uns durch einen jähen Tod entrissen.. —

Meines Bruders auf letzteres Ereigniß bezüglichen ersten Brief hat Dr. Buchner vollständig veröffentlicht, weshalb ich hier davon absehe. —

Freiligraths im Sommer 1846 bewerkstelligte Uebersiedelung nach London war in dem Wunsch und in der Notwendigkeit begründet, für sich und seine Familie eine sicherere Existenz-Basis zu finden, als die, allerdings bis dahin bedeutenden Einnahmen für seine Gedichte ihm boten. Die Poesie ist zu abhängig von der Inspiration, um als Erwerbsquelle angesehen und benutzt werden zu können, die Muse der Dichtkunst läßt sich nicht in's Joch der Arbeit für die täglichen Bedürfnisse des Lebens spannen, nur in einzelnen Weihestunden schüttet sie die Fülle ihrer Gaben über ihre Lieblinge aus.

Oft hat Freiligrath vor der Lebensfrage einer Uebersiedelung nach Amerika gestanden, sobald aber eine definitive Entscheidung getroffen werden mußte, sank die Wagschale der alten Welt tiefer. Dennoch blieb es, auch in seinen späteren Jahren, einer seiner Lieblingswünsche, Nordamerika kennen zu lernen. Als sein ältester Sohn sich dort eine Häuslichkeit gründete, nahm dieser Wunsch festere Gestalt an, wurde zum Plan. „Wenn Wolfgangs erster Junge geboren wird, gehe ich hinüber," sagte er oft. — Ehe aber der erste, und bis jetzt einzige Enkel, der seinen Namen trägt, die Augen dem Licht des Lebens öffnete, hatte mein Bruder die seinigen für immer geschlossen. —

Auch gegen das Frühjahr 1848 stand er, von Longfellow dringend veranlaßt, vor einer solchen Entscheidung und hatte dieselbe schon getroffen, eine baldige Ueberfahrt in Aussicht genommen, als die Völkerbewegung des Februar und März ihn seinen Entschluß hinausschieben ließ, ihn mächtig drängte, vorerst nach Deutschland zurückzukehren.

Es war natürlich, daß die Stürme, die meines Bruders Leben damals durchwühlten, nicht ohne Wirkung auf

das unsrige blieben. Wir Jüngeren in der Familie hatten bis dahin kaum noch politisch gedacht, und nun galt es plötzlich, sich in einem Strudel des Für und Wider zurechtzu finden. Ein durch die Verhältnisse veranlaßter genauerer und interessevollerer Einblick in die eingreifender Reform bedürftigen politischen Zustände ließ jedoch bald den Pfad erkennen. Unsere Mutter war sehr religiös, doch war ihre Frömmigkeit rein und wahr und tief in ihrem innersten Wesen begründet, so daß ein phrasenhaftes Manifestiren derselben ihr fern lag. Fühlte ihre außerordentlich fein organisirte Natur sich von allem Maßlosen empfindlich berührt, so waren doch Pedanterie und Unduldsamkeit ihr fremd. Auch sie fühlte sich hingerissen von dem Schwung, der Wahrheit und Gefühlstiefe der meisten der Gedichte und Uebersetzungen des Glaubensbekenntnisses, der neueren politischen und sozialen Gedichte, auch ihr kamen „Am Baum der Menschheit", „Rübezahl", „Das Lied vom Hemde", „Requiescat", „Die Seufzerbrücke" rc. in jener ersten Zeit ihres Erscheinens nicht aus dem Sinn; einige wenige der letzten Erzeugnisse der politischen Muse des Sohnes jedoch wurden ihr nicht sympatisch. Er selbst blieb ihr der Alte, sie war von der Reinheit seines Strebens überzeugt, sie wußte, daß er einem leuchtenden Ideal folgte, es zu verwirklichen strebte — doch bangte ihr auch, bei Allem, was er dabei auf's Spiel setzte, vor seiner Zukunft. —

Eine unmittelbar seiner Rückkehr nach Deutschland folgende Zusammenkunft in dem kleinen westfälischen Städtchen Camen ist kaum erwähnenswert, da sie einen sehr wenig befriedigenden Verlauf nahm. Freiligrath

hatte dem sehr kleinen Ort vor einem größeren den Vorzug gegeben, in der Voraussetzung, daß wir dort sicherer auf ein ungestörtes Beisammensein rechnen könnten. Doch mußte er auf dem Bahnhofe, oder auf dem Wege zum Gasthofe erkannt worden sein, und so wurden wir so vielfach und anhaltend gestört, daß wir kaum ein vertrauliches Wort austauschen konnten. Namentlich machte sich's ein biederer, anscheinend dem Handwerkerstand angehöriger Ortsdemokrat so heimisch bei uns, als sei er dazu geladen. Wir Frauen hüteten uns sehr, ein Wort in die Unterhaltung zu werfen, um dieselbe dadurch nicht noch zu verlängern. Endlich verabschiedete er sich. Kaum hatten wir uns aber, erleichtert aufatmend, zu einer längst bereit stehenden Erfrischung niedergelassen, als er plötzlich wieder eintrat, sich zu uns an den Tisch setzte und tapfer mit zugriff. Ich wurde von einer fast unbezähmbaren Ungeduld erfaßt, mochte aber als Jüngste den Anderen nicht vorgreifen. Auch auf der Mutter und Linas Zügen lagen leichte Schatten des Unmuts. Mein Bruder sah sehr verstimmt aus und wurde schließlich sehr wortkarg, was den Mann aber nicht im Geringsten beirrte.

Ich bewunderte Freiligraths Langmut. Vielleicht mochte er nicht unmittelbar nach seiner Rückkehr einem Mann aus dem Volk, für welches er in die Schranken getreten, eine Schicklichkeitslehre geben, die derselbe doch wohl kaum verstanden haben würde.

Eine Herzensfreude wenigstens wurde uns bei dieser Begegnung zuteil. Mein Bruder hatte sein ältestes, noch nicht dreijähriges Töchterchen mitgebracht. Das intelligente Gesichtchen fast ganz versteckt hinter einem großen,

prächtigen Blumenstrauß, kam die niedliche kleine Erscheinung an der Hand des Vaters eiligst auf uns zugetrippelt. „Guten Tag, liebe Großmama, das habe ich Dir mitgebracht,“ und fröhlich sprang sie, nachdem auch die Tanten sie geküßt, an der Hand der Großmutter die schmale Straße entlang. Das unermüdliche Geplauder des kleinen Wesens, dem wir uns abwechselnd widmeten, um auch ihm die für ein Kind besonders schweren und langen Sitzungen zu verkürzen, brachte einige Erfrischung in den langsam dahinschleichenden Tag.

Meiner Schwester und mir wurde noch im Herbst desselben Jahres reichlicher Ersatz für die verfehlte, kleine Reise durch einen mehrtägigen Aufenthalt in der Häuslichkeit Freiligraths. Schon in den letzten Tagen des August waren wir reisebereit, als uns, weil gänzlich unvorbereitet vorerst fast niederschmetternd die Nachricht traf, daß sein in aufflammendem Zorn über die im Sande verlaufene Märzbewegung entstandenes Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ seine Verhaftung zur Folge gehabt. Die Einzelheiten derselben, wie seines Verhörs und seiner Freisprechung hier zu berühren ist überflüssig, da sie andererorts eingehende Erwähnung gefunden.

Unmittelbar nach der Rückkehr zu den Seinigen drängte er uns zur Ausführung des schon vor seiner Verhaftung geplanten und durch dieselbe vereitelten Besuchs. So kamen wir zu einer Zeit, in der, nur wenige Tage nach seiner Entlassung aus der Haft, doppelt reges Leben in seinen Räumen herrschte. Das kam und ging den ganzen Tag, ein immer wechselndes, aber immer fesselndes Bild. Träger längst bekannter, gefeierter Namen — Ferdinand Lassalle, der Maler Hasenclever, der damals allerdings

noch unbekannte Adolf Strodtmann und Andere — standen plötzlich persönlich vor uns, fremde Namen schwirrten an unserem Ohr vorüber, dazwischen tauchten die näheren Düsseldorfer Freunde Freiligraths auf, doch nichts hielt Stand, ein Kreis wich dem anderen, und drehte die Unterhaltung sich auch hauptsächlich nur um das eine Thema, so brachten tiefer Ernst, Scherz, Humor und Ironie auch darin einen fortwährenden Wechsel hervor.

Die stillen Stunden waren uns spärlich zugemessen, aber deshalb auch um so willkommener. Ließ ich meine Blicke durch das Feld schweifen, welches sich vor dem damals ganz im Freien liegenden Hause weithin erstreckte, wie hätte ich ahnen können, daß ich einst allein, wenn Mutter, Brüder, Schwester, Karoline längst zur Ruhe gegangen, in einem großen Hause an einer belebten Straße dieser kleinen Wohnung meines Bruders, die mir damals gar nicht so klein erschien, eine Zeitlang fast gegenüber wohnen würde! Früher hieß die Gegend „Am Windschlag", jetzt ist es die Oststraße. Wie habe ich, als ich dort wohnte, nach dem Hause gesucht und geforscht, an welches sich eine so schöne Jugenderinnerung knüpfte, bis ich es endlich ganz in meiner Nähe entdeckte, es schon lange täglich aus meinen Fenstern gesehen hatte und nun, angesichts der Räume, dieselben wieder mit den Gestalten früherer Zeiten bevölkern konnte. Wie hat der bloße Anblick der Außenwände des Hauses — denn betreten habe ich es nicht wieder — dazu beigetragen, daß die gewiß nicht vergessenen, wenn schon in einem wechselvollen Leben einigermaßen verblaßten Erinnerungsbilder wieder lebensvoller, plastischer vor mir erstanden.

Trotz aller Unruhe, die ihm besonders die ersten Tage

der wieder erlangten Freiheit brachten, war es des Dichters Hauptstreben, den beiden Schwestern den Aufenthalt in Düsseldorf möglichst genußreich zu gestalten.

Bei einer Familie Schleiermacher — der Hausherr war, wenn ich nicht irre, Redakteur der Düsseldorfer Zeitung — gesellten wir uns eines Abends einer kleinen Tafelrunde zu, bei der auch der Maler Hasenclever mit seiner Frau zu den Gästen zählte, die aber außerdem sich in meiner Erinnerung ziemlich verwischt hat und nur mit lebhafter Unterhaltung, Gläsergeklingel und angeregten, heiteren Gesichtern unter strahlendem Kerzenglanz wie eine Art fernen, nebelverschleierten Lichtbildes vor mir steht. Einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck aber brachte uns der folgende Morgen, an dem mein Bruder, in Gesellschaft seines Freundes Dr. Heinrich Köster uns zu Lessings Atelier führte, um uns dessen „Huß auf dem Scheiterhaufen" zu zeigen. Wie auf bösen Wegen gingen wir so weit es thunlich war, durch stille, kleine Nebenstraßen, da der Dichter öffentlichen Kundgebungen, wie sie ihm gerade in jenen Tagen in den belebteren Stadtteilen häufig zuteil wurden, auszuweichen wünschte.

Wie mit einem Andachtsschauer überrieselte es mich bei diesem meinem ersten Betreten einer Werkstatt eines unserer größesten Maler. Lessing selbst war nicht anwesend. Freiligrath schien das Bild, dessen Lebenswahrheit uns packend und überwältigend entgegentrat, fast auswendig zu kennen und mit seiner leisen, weichen Stimme machte er uns aufmerksam auf manche Einzelheiten, auf die Gruppirungen, auf das Mitleid in diesen, den Fanatismus in jenen Zügen, auf das unter den Zuschauern

angebrachte Portrait von Lessings Frau. Oft habe ich, wenn ich in späteren Tagen vor Werken bedeutender Meister stand, an diese Stunde zurückgedacht, meines Bruders gedämpfte Stimme zu vernehmen gemeint und mich unangenehm berührt abgewandt, wenn laute Lobeserhebungen und Erklärungen wichtig sich breit machten. In den Tempel der Kunst gehört nicht der geschäftige Schritt, der laute Ton des alltäglichen Lebens. Wem Herz und Sinn offen stehen für die Offenbarungen des menschlichen Genius, dem wird es Bedürfniß sein, sich in Stille in dieselben zu versenken.

Am Tage vor unserer Abreise wurde noch ein Ausflug nach dem Siebengebirge unternommen und neben der außerordentlichen Freude, die Freiligrath uns dadurch bereitete, war es uns eine Beruhigung, daß auf diese Weise auch ihm nach der wochenlangen Hast eine ihm notwendige Zerstreuung in freier Natur wurde. Wir gaben einer Schwester meiner Schwägerin, welche von St. Goar, wo sie besuchsweise weilte, auf einen Tag herüber gekommen war, bis Königswinter das Geleite, bestiegen den Drachenfels und verlebten dort köstliche Stunden eines wundervollen Herbstnachmittags. So warm war es, daß man abends auf dem thalwärts schnaubenden Dampfer sich in eine Sommernacht versetzt glauben konnte. Während der Mond die prachtvolle Scenerie mit magischem Licht überflutete, ließ die gedämpfte, halb verschleiernde Helle doch nicht die herbstliche Färbung hervortreten, die der Landschaft am Nachmittag so großen, doch ganz anderen Reiz verlieh. Jetzt hatten wir auch den so lang entbehrten Bruder einmal ganz für uns allein, und die weihevolle,

stille Erinnerungsfeier, die wir, der Lebenden und der Toten gedenkend, im Hochgenuß dieser Mondschein-Rheinfahrt begingen, gab den mannigfach bewegten Tagen einen zauberhaft schönen, friedvollen Abschluß.

Meine Schwester verlebte im Jahre 1850 wiederum einige Wochen bei ihm, ich sah ihn erst nach einem Zeitraum von mehr als sechs Jahren in England wieder.

Der Anfang der fünfziger Jahre brachte mir die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, welche bis dahin durch meine andauernde Kränklichkeit vereitelt worden war und sich mir jetzt in ungeahnt schöner, befriedigender Weise bot. Peter Cornelius kam nach Soest, um einen Herbst und Winter in einer uns nah befreundeten Familie zu verleben, war bald bei uns ein häufiger und gern gesehener Gast und übernahm es, mich in die Geheimnisse des Contrapunkts, in die Architektur vorerst der Meisterwerke unserer musikalischen Klassiker und dann der berühmten Größen der Neuzeit einzuführen. Einer Zeit eifrigen Studiums folgte die Einführung bei Liszt, unter dessen Einfluß und liebenswürdiger, persönlicher Leitung es mir dann vergönnt war, über ein Jahr lang in Weimar zu leben. Es ist ein Rückblick, von dem ich mich nicht gern so rasch losreiße, wie es hier, bei lediglich auf meinen Bruder bezüglichen Erinnerungen, zwischen denen einige andere nur ab und zu als verbindende Glieder eingreifen müssen, geboten ist. Welch eine Fülle von Hochgenuß, reicher geistiger und künstlerischer Anregung drängt sich in diese zwei Jahre zusammen! Sie waren die Veranlassung zu späteren, ab und zu wiederholten Reisen nach Weimar und Leipzig, zur Beteiligung an den ersten Tonkünstlerversammlungen des

Allgemeinen deutschen Musikvereins u. s. w. Welch eine Fülle von berühmten Namen, von hochbedeutenden Persönlichkeiten zieht, sich um den allverehrten Meister schaarend, an meinem Geist vorüber, von denen ich manchen nur flüchtig begegnete, oder ihren künstlerischen Produktionen beiwohnte, während mit Anderen feste Freundschaftsbündnisse geschlossen wurden, von denen jetzt der Tod, ach, schon so manches wieder gelöst. —

Zu einer Conzert-Carriere fehlte mir außer der Neigung auch die dazu unumgänglich notwendige Kraft, was mich bewog, mich dem Lehrberuf zu widmen. Meinem Wunsch, mir vorerst einen Wirkungskreis in England zu suchen, kam der meines Bruders, mit dem Anerbieten vorläufig auf einige Wintermonate in seiner Häuslichkeit einzukehren, entgegen. Es war zu Anfang Oktober 1854, als ich mit der jüngeren Schwester meiner Schwägerin, Marie, welche in England eine Stelle als Erzieherin anzutreten wünschte, in den St. Catherine-Docks landete.

Uns erwartend stand Freiligrath schon an der Landungstreppe und eilte dann mit jugendlicher Leichtigkeit, mit der Elastizität, die ihm bis in seine letzten Jahre eigen blieb, über die uns vom Lande trennenden Boote, um uns auf unserem Dampfer zu begrüßen. Bei'm ersten Blick und schon aus der Ferne sah ich, daß die letzteren Jahre nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Er war stärker geworden, das schöne, volle schwarze Haar war reichlich mit Grau untermischt, die immer bleiche, aber sonst kräftige Gesichtsfarbe hatte etwas Mattes. Im Uebrigen aber schien er ganz der Alte. Die alte Treue und Herzlichkeit leuchtete aus seinen Augen, sprach aus seinen

Zügen, und in der Freude des Wiedersehens, unter lebhaftem Austausch, wurde die weite Fahrt nach seiner Wohnung, die uns teilweise durch die belebtesten Straßen der City führte, wie im Nu zurückgelegt.

„3, Sutton Place, Hackney.“ Es war eine stille, schöne Winterzeit, von der ersten Hälfte des Oktober bis Mitte Januar, die ich dort verlebte. Freiligrath, an den Wochentagen leider vom Morgen bis zum Abend abwesend, hatte mir für diese Zeit sein Studirzimmer zur Verfügung gestellt, und manche Stunde habe ich, lesend oder Briefe schreibend, in dem behaglichen Raum zugebracht, in dessen zwei Fenster die bei meiner Ankunft noch nicht ganz entblätterten Kastanienbäume von Sutton Place im Herbstwinde hereinnickten, an dessen Wänden, da wo die Repositorien mit ihrer auserlesenen Bürde einigen Raum freiließen, Bilder, die schon das Wohnzimmer meiner Eltern im Steingraben geschmückt, hingen, welche so ganz besonders das wohlige Gefühl des Daheimseins in mir weckten.

Der gesellige Kreis, in dem meine Geschwister sich bewegten, war außerordentlich klein. Die Entfernungen in London sind zu groß, als daß ein lebhafter Verkehr für Den möglich wäre, der, wie damals Freiligrath, nach anhaltender und erschöpfender Tagesarbeit, abends der Ruhe und Erholung bedarf. Auch die Besuche Fremder, die Heimsuchungen durch Hilfs= und Ratsbedürftige fielen nicht in diese Jahrszeit. Am häufigsten sahen wir die beiden Engländer, Mr. Andrew Johnson und Mr. Pearce mit ihren Frauen, beide — der Erstere nun schon lange tot — hochbegabte Männer, die, obgleich

Kaufleute, wie so viele Engländer ihres Standes mit dem Comptoir auch die kaufmännischen Arbeiten in ihrem Geist abschlossen und litterarischen und wissenschaftlichen Interessen lebten. Es waren heitere, anregende Abende, die wir, in den drei Häusern abwechselnd, zusammen verlebten.

Mit Karl Marx und Gottfried Kinkel war in jener Zeit der Verkehr nicht besonders rege, jedoch auch nicht, wie später längere Zeit hindurch (und mit Marx für immer) ganz abgebrochen. Beide haben, der Erstere mit seiner ganzen Familie, der Letztere mit seiner Frau während jenes, meines ersten englischen Aufenthaltes bei den Geschwistern, einen Sonntag in 3 Sutton Place zugebracht. Marx habe ich dann nicht wieder gesehen.

Auch einige deutsche Gelehrte fanden sich ab und zu am abendlichen Theetisch ein. Unter ihnen der am britischen Museum angestellte Orientalist Dr. E. Deutsch, der Bibliothekar am Kensington Museum, Dr. Appell, Professor Buchheim mit seiner Frau, die Brüder Althaus aus Detmold. Meinen zuletzt genannten Landsleuten bin ich jedoch niemals dort begegnet.

Am regelmäßigsten war und blieb, trotz großer Entfernung, der Verkehr mit Karl Blind und seiner munteren, lebensfrischen Frau. Von den in London lebenden Deutschen sind sie es, die ich, auch bei meinen späteren Besuchen, am häufigsten in meines Bruders Häuslichkeit gesehen, bei denen ich mit den Geschwistern am häufigsten eingekehrt bin, und immer war es ein höchst anziehender, fesselnder Kreis, der sich bei ihnen versammelte.

Wohl nicht allein in dem Mangel an Zeit lag der

Grund, daß Freiligrath sich von allen politischen Zusammenkünften und von allen Parteiungen in der Partei gänzlich fernhielt. Hatte er einst gesungen: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte" ꝛc. und dann eine Zeitlang selbst gemeint, auf die Zinnen der Partei hinunter gestiegen zu sein, so fühlte er doch bald, daß es nicht in seinem Naturell lag, in Versammlungen seine Meinung zu analysiren, sich in wichtigere oder auch kleinliche Debatten über etwaige Maßnahmen einzulassen; dazu war er zu sehr, zu durchaus Dichter und stand als solcher wirklich auf der geschmähten höheren Warte, trotzdem er in der Vorrede zu seinem Glaubensbekenntniß, dieselbe verlassend, sich in Reih und Glied der Partei stellte, zu der er, seinem ganzen Denken und Fühlen nach, gehörte. Die Mission des Dichters, der seine poetischen Zornesblitze in die Gewitterschwüle der Zeiten schleudert, ist eine andere, als die des Parteiführers, des Volksredners, und die seinige hatte er in seiner Weise erfüllt und fuhr fort sie zu erfüllen als treuer Berater aller politischen Flüchtlinge, die sich in Bedrängniß an ihn wendeten.

Freiligrath war damals oft tief verstimmt. Es war sein letztes Jahr auf dem Oxfordschen Comptoir. Die Tage brachten neben übermäßiger Arbeit der Unannehmlichkeiten, der wunderlichen Anforderungen so viele, daß er abends nach der Heimkehr immer einiger Zeit bedurfte, ehe er das Gleichmaß der Stimmung wiederfand, welches ihm zum Genuß des Familienlebens, zum brieflichen Verkehr mit den fernen Lieben und Freunden, zu eigenem Schaffen notwendig war. Und doch waren es immer nur wenige Stunden, die ihm zum eigenen Ausleben zu

Gebote standen und die ihm so durch eine notwendige Erholungspause, in der er erst sich selbst wiederfinden konnte, noch verkürzt wurden.

Dem überaus zärtlichen Vater brachten auch die aufgeweckten, warmherzigen Kinder eine geradezu enthusiastische Liebe entgegen. Ertönte abends sein Pochen, so stürzte die kleine Schaar eiligst nach der Hausthür. Jedes wünschte das Erste zu sein, um ihm öffnen zu können und, wenn es eins der Kleinen war, zuerst von ihm auf den Arm genommen und geküßt zu werden. Daß die Sache bei allem Eifer auch manchmal einen ganz anderen, unerwünschten Verlauf nahm, war natürlich. Im hastigen Lauf warf eins das andere zu Boden, strauchelte darüber und bereitete dem dritten das gleiche Hinderniß mit dem gleichen Erfolg, so daß oft nur die beiden Aeltesten sich auf den Füßen hielten, der Knäuel auf der Erde ein großes Geschrei erhob und der so eifrig herbeigewünschte „Pa" draußen warten mußte, bis zum Oeffnen der Thür der Platz wieder frei war. Ein derartig ausfallender, verunglückter Empfang berührte ihn, namentlich wenn er sich besonders ermüdet fühlte, unangenehm und er betrat dann wohl einmal unwillig das Zimmer; doch währte es nie lange, bis er den kleinen Kreis wieder um sich versammelt hatte und sich die kleinen, wichtigen Erlebnisse eines jeden erzählen ließ. Den Kindern eine Bitte abzuschlagen, wurde ihm sehr schwer und es geschah auch wohl nicht, wenn die Erfüllung irgendwie im Bereich der Möglichkeit lag. Sie waren gut geartet und eigentliche Unarten, außer gelegentlichen kindlichen Fehden, besonders zwischen den Buben, kamen nicht vor, hatte er aber einmal Gelegen-

heit, ein heftiges, zurechtweisendes Wort an sie zu richten, — was gewiß unterblieb, wenn er nicht selbst in gereizter Stimmung war — so zog sich das Gemaßregelte still und gekränkt zurück, bis der „Pa" freundlich die Hand zur Versöhnung bot, die ihm dann auch gnädigst gewährt wurde.

Hatte er einen guten Abend gehabt, d. h. sich zwischen Thee und Abendmahlzeit noch zum Arbeiten aufgelegt gefühlt, so klang mir am nächsten Morgen, ehe wir uns zum Frühstück versammelten, seine noch andauernde heitere Stimmung in deutschen Volksliedern herauf, — sein Zimmer lag unter dem meinigen — welche er beim Ankleiden mit seiner außerordentlich wohlklingenden, tiefen Stimme sang, und denen ich immer so gern lauschte. Er sang sie alle so recht aus tiefster Seele heraus und auch durchaus richtig, nur ein einziges wollte ihm, zu seinem beständigen Verdruß, nicht gelingen. Es war kein Volks-, sondern ein etwas frivoles Kneip- oder Burschenlied, — „Ungeheure Heiterkeit ꝛc. ꝛc." — in dem er einen einzigen Ton, die tiefere Terz des vorhergehenden, nicht treffen konnte. „Das müßtest Du mir doch beibringen können," meinte er ganz vorwurfsvoll, nachdem ich mir schon einige Male vergebliche Mühe damit gegeben, und wieder und wieder setzten wir uns einander gegenüber und sangen bis zu dem einen Ton, den er trotz meines Mit- oder Vorsingens niemals traf. „Furchtbar verwickelt," sagte er dann in komischer Verzweiflung.

Wie sehr sein Humor die Unterhaltung im engeren Familien- und Freundeskreise würzte, haben vollständig eigentlich nur Die erfahren, welche diesem kleinen Zirkel

angehörten. Eine humoristische Aeußerung dem Wortlaut nach wiederzugeben, bietet ja keinerlei Schwierigkeit, dennoch gewährt solche Wiederholung nur in einzelnen Fällen den Reiz des ersten spontanen Einfalls, der, unmittelbar aus einer Situation oder einer anderen Anregung hervorgehend, in der Wiedergabe dieser Unmittelbarkeit ermangelt.

Der echte Humor wird, die Naturanlage vorausgesetzt, nur in dem Erdreich einer ernsten, oft sogar düsteren Lebensanschauung gezeitigt. Hier verhüllt er nur halb, mit leichtem Schleier, den Weltschmerz, die Melancholie, dort tritt er unbefangener auf, aber immer mit dem Ernst als Grundlage der sich über die Unvollkommenheiten des Lebens erhebenden Heiterkeit. Diese letzte Art des Humors war die seinige, der sich mitunter eine reizende, kleine Selbstpersiflage und, kurz vor seinem Tode entschiedener hervortretend, auch ein leichter Zug von Wehmut gesellten.

Bei seinem letzten Wohnungswechsel im Jahre 1874 klagt er in einem Briefe an Schwester Lina über die große Mühe des Umzugs.

„Wir sind seit einigen Tagen mitten im Einpacken von Büchern und Bildern. Der Zustand ist grauenvoll. — — — — Und die Hitze!! — — — — Wir seufzen beide, wie der Schneidergesell in Heine's Reisebildern: „Da bin ich armes Schindluderchen schon wieder marode!!",

und als er nach dem Unfall auf der Pferdebahn wegen des angeschwollenen Fußes einen Gummistrumpf tragen mußte, schrieb er:

„Ich möchte nicht auf den Strumpf, sondern aus dem Strumpf kommen."

Köstliche Blüten dieses Humors sind manche seiner Gelegenheitsgedichte und in seinen Briefen sprießen sie reichlich, bald derber, bald zarter. Nach Weimar schrieb er mir einst:

„Grüße Liszt, den General Baß, den Hauptmann Cornelius und die ganze musicalische Compagnie,"

und als er mir einst im Frühjahr 1855, — nachdem ich eine Stelle an einem Institut in Kent, in der Nähe des Badeortes Tunbridge Wells und des Dorfes Lamberhurst angetreten — eine weimarische Cervelatwurst schickte, wie er deren alljährlich eine Kiste für sich und die beiden Freunde vom Hofmetzger in Weimar bezog, war dieselbe von einer gereimten humoristischen Epistel begleitet, die ich hier folgen lasse, obgleich sie einiger Erläuterungen bedarf. Die Rezeptform am Schluß hat ihren Grund darin, daß ich damals von anhaltendem Zahnschmerz geplagt war:

Wenn man von Weimars Würsten ißt,
Denkt man an Weimar und an Liszt;
Auch stellt mit seinen Melodei'n,
Dionysius, der Tyrann[1]) sich ein;
Auf dem Piano à merveille
Vierfüßig spielt Pierre Corneille;
Im Hintergrunde seine Triller
Schlägt der erhab'ne Lockenmüller[2]);
Derweil mit Schlangenlist Josephe
Die Schüsseln leert bis auf die Hefe[3]).

---

[1]) Dionys Pruckner, jetzt Hofpianist und Professor am Konservatorium in Stuttgart.

[2]) Eine damals unter diesem Namen in Weimar bekannte Persönlichkeit.

[3]) Bezieht sich auf einen beim Mittagessen ab und zu wiederholten Scherz.

Das Alles und noch and're's Glück
Ruft freundlich Dir die Wurst zurück.
Ja, selbst die Heimath, Dein Westfalen,
Das alte wurst-erzeugende Soest
Wird sie zum Labsal und zum Trost
In Deinem Lamberhurst Dir malen.
So sei sie Dir denn Panazee
Für Zahn-, Kopf-, Heim- und Rückenweh!

NB. Alle Morgen und Abend eine Butterschnitte voll zu nehmen.

Proficiat! Probatum est!
Geschrieben in der Synagoge, 4 Mai 1855.

Das Datum bezeugt, daß die Zeilen kurz vor dem Abschluß bei Oxford aufs Papier geworfen sind, zu einer Zeit, wo er nach anderer Seite schreibt:

„Ich habe lange nichts von mir hören lassen, weil ich vor lauter Arbeit nicht dazu kommen konnte."

Was würde Herr Oxford gesagt haben, wäre ihm diese Abschweifung von der ihm über Alles interessanten Zahlenreihe zu Gesicht gekommen, mit der der Dichter es doch so gewissenhaft nahm, wenn er auch nicht, wie er manchmal, nach seines Chefs Klagen über sein zu geringes Interesse am Geschäfte, äußerte, bei jedem 2 × 2 = 4 einen Sprung über Tische und Bänke machen konnte.

Im Sommer 1855 verweilte ich auf der Durchreise nach Deutschland nur wenige Tage bei den Geschwistern in Sutton Place. Mein Bruder gab mir bis auf den Dampfer das Geleite, und tief erschütterte mich beim Ab-

schied das Zutagetreten eines Heimwehs, wie ich es mitunter wohl bei ihm vermutet, in solchem Grade aber doch nicht vorausgesetzt hatte. Wenn schon meine Heimreise den augenblicklichen Anlaß zum Hervortreten dieser Stimmung gab, so bezeugen Aeußerungen in manchen seiner Briefe aus jener Zeit, daß dieselbe nicht nur eine vorübergehende war.

Auch in den Zeilen, welche er mir damals kurz vor meiner Rückkehr aus den in Soest verlebten Ferien, am 25. Juli 1855 schrieb, findet sich eine derartige, wenn auch nur andeutende Stelle:

„Und nun steht auch bald wieder der Abschied vor der Thür! Macht ihn Euch nur nicht zu schwer! Und vor allen Dingen laß ihn nicht zu spät stattfinden, sondern denke an Dein Versprechen, vor Wiederbeginn Deiner Thätigkeit jedenfalls noch eine Woche (wenigstens) mit uns zuzubringen. Wir freuen uns schon jetzt herzlich darauf! Einige Musikzeitungen sind auch wieder für Dich eingetroffen.

An Deiner Stelle würde ich auf der Rückreise mit der neuen Bahn über Elberfeld nach Düsseldorf säuseln. Ich las neulich die Anzeige von ihrer Eröffnung in der Kölnerin und muß gestehen, daß mir der Artikel fast Heimweh gemacht hat. Der Blick in die Ebne von der Bahn aus (zwischen Dortmund und Soest) ist gewiß schön. Wie oft in der guten, alten Zeit habe ich mich seiner gefreut! Ach, wer noch einmal ein ruhiges, stilles Stückchen irgendwo in der Heimath finden u. die allmählich dann doch müde werdenden Knochen dermaleinst „bei seiner Kindheit Bäumen“

zur letzten, langen Rast ausstrecken könnte! — Einstweilen freilich wollen wir noch leben! May God help us on! —"

Derselbe Brief enthält die Mitteilung, daß der Schillerverein in Leipzig ihn an Schillers 50jährigem Todestage zu seinem Ehrenmitgliede ernannt und ihm das Diplom mit einem artigen Schreiben zugesandt hat.

„Es freut doch, wenn man sieht, wie man noch in den Herzen und Geistern fortlebt — wie man, trotz Acht und Bann, noch nicht vergessen ist! —"

Zu Weihnachten 1855 konnte ich ihm wieder die Tanne zur Bescheerung der Kinder schmücken helfen. Der reizenden, für alle Bescheerenden so herzerfreuenden Beschäftigung konnte er sich diesmal in Ruhe und Gemütlichkeit widmen und wie ernst und eifrig, wie wichtig und wie kindlich fröhlich war er dabei. Wie flogen unsere Gedanken zurück zu jener Zeit, da wir, er allerdings schon erwachsen, unter den Christbäumen des Heimathauses standen!

Es ist in Soest ein alter, schöner Gebrauch, daß am heiligen Abend von einer Galerie des Turms der Petrikirche, von den oberen Klassen der Volksschulen gesungen, das „Gloria in excelsis Deo" ertönt. Jedes Kind hat eine Laterne, die es während des Singens leicht schwingend bewegt und einen wunderbar ergreifenden, hochpoetischen Eindruck macht es, aus dem hin- und herwogenden Lichterkranz erst das „Gloria" und dann das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" in die stille Nacht hinausklingen zu hören. Für ein Kind hat es etwas unsagbar Geheimnißvolles, und in scheuer Ehrfurcht haben wir, hochklopfen-

den Herzens, hinaufgeschaut und gelauscht, bis nach Beendigung des zum Schluß wiederholten „Gloria“ die Schelle ertönte, die uns zum Lichterbaum und zur Bescheerung rief.

Kann es dem Zuhörer bei etwas reiferem Verstande nicht verargt werden, wenn er den Gesang mehr wirklich gesungen hören möchte — die Kinder schreien zu sehr, wohl in der Meinung, unten sonst nicht genügend gehört zu werden — so habe ich mich doch immer, auch in späteren Jahren, dabei in die Poesie der Kindheit zurück versetzt gefühlt und Freiligrath hat bis zu seinem Tode kein Weihnachtsfest vorübergehen lassen, ohne nach Soest zu schreiben: „Zum „Gloria“ bin ich bei Euch.“

Ich blieb damals über die Weihnachtszeit und den Jahreswechsel hinaus fast sechs Wochen bei den Geschwistern. Mein Bruder arbeitete eifrig an der Uebersetzung von Langfellows „Song of Hiawatha“ und las uns oft Bruchstücke daraus vor. Daß das Werk in Deutschland nicht den Anklang fand, wie das Original in seiner Heimat und wie Freiligraths andere Uebersetzungen, hat seinen Grund wohl darin, daß die vielfach hochpoetischen Sagen der Ureinwohner von Nordamerika den Deutschen zu fremd, zu seltsam entgegengetreten, ihrem Interesse zu fern liegen, um eine mehr als vorübergehende Teilnahme erwecken zu können.

Außerdem schrieb er für das bedeutendste Londoner Litteratur-Blatt „Athenaeum“ Aufsätze über deutsche Litteratur und Kunst und hatte lange Zeit seine heimliche Freude daran, daß dieselben als Erzeugnisse einer englischen Feder angesehen und als solche in deutschen Blättern besprochen, auch wohl übersetzt wurden. So war er tags-

über gewöhnlich in seiner Bibliothek eifrig an der Arbeit, die er aber auch ab und zu unterbrach, um Streifereien durch London mit mir zu unternehmen, mich zu manchen Sehenswürdigkeiten zu führen, für die es ihm im Jahre zuvor an Zeit gefehlt. Es war, als sei ein Druck von ihm genommen, seitdem er von dem täglichen Frohndienst auf dem Comptoir befreit war. Wohl fehlte es ihm an einer ihn und die Familie sichernden Stellung, doch trat ihm in jener Zeit auch die Sorge nicht zu greifbar nahe.

Ich musizirte damals nicht viel, weil ich fürchtete, ihn zu stören. Trotz seiner Versicherung, daß das nicht der Fall sei, setzte ich mich nur ab und zu gegen Abend an den Flügel, da ich dann am sichersten voraussetzen konnte, daß er unbeschäftigt sei. Spielte ich etwas Heiteres, ein Scherzo oder dergleichen, oder gar eine Tanzweise, so konnte ich sicher sein, daß gar bald die Thür des Nebenzimmers, welche ich durch die beide Räume verbindende Flügelthüre von meinem Instrument aus sehen konnte, sich leise öffnete. Geräuschlos trat er ein, machte, sobald er sah, daß ich ihn bemerkte, mit ernsthaftestem Gesicht eine graziöse Tanzbewegung und schritt dann in gleicher Weise weiter durch das Zimmer. Das sah so hübsch und doch so unendlich komisch aus und übte auf mich eine so ansteckende Wirkung, daß ich aufsprang und mich ihm gegenüberstellte, worauf wir einen Fantasietanz ausführten, dem sich dann und wann auch noch Tochter Käthe gesellte, die, wenn sie gerade im Zimmer war, nicht unterließ, wie ein kleiner Irrwisch mit fliegenden Zöpfchen zwischen uns hin und her zu flitzen.

Drollig genug mag es ausgesehen haben, wenn zwei im Ganzen doch ernste Menschen und ein kleiner Wildfang

so der Muse des Tanzes huldigten; — jedoch verzichteten wir auf Zuschauer und trieben unsere derartigen Künste nur ganz in der Stille.

Das war für Jahre hinaus die längste Zeit, die ich bei den Geschwistern verlebte. Der Sommer 1856 führte mich noch auf wenige Tage nach London, die wir, außer einem Abend bei Kinkels — wo wir Friedrich Gerstäcker trafen, der ungemein fesselnd von seinen Reisen und namentlich vom Mississippi erzählte — allein und häuslich verlebten und meinen Besuch für die nächsten Weihnachtsferien verabredeten, welche ich jedoch nicht mehr in England zubringen sollte. Eine schwere Erkrankung unserer Mutter, die sich zu einem langwierigen Leiden entwickelte, rief mich Ende November in die alte Heimat und hielt mich jahrelang dort fest. Die kurzen Ausflüge, zu denen ich mich, wenn ihr Befinden leidlich war, aus einer angestrengten Berufsthätigkeit loslösen konnte, führten mich größtenteils nach Weimar und Leipzig; für einen Besuch in London hätte diese Zeit nicht genügt.

Meine Schwester, die eine Stelle an der höheren Töchterschule in Soest bekleidete, war niemals in England. Wohl hätte sie ihre Ferien einmal zu einem Aufenthalt bei den Geschwistern verwenden können, doch war sie damals schon lungenleidend und hatte den Klimawechsel zu fürchten. So schrieb sie wiederholt scherzend, daß sie das Wasser scheue und mit ihrem Besuch warte, bis eine Brücke über den Kanal gebaut sei.

Ich hatte England mit der Beruhigung verlassen können, daß Freiligrath seit Juni 1856, als Manager der General-Bank of Switzerland wieder eine seine und der

Seinigen Existenz sichernde Stellung bekleidete, welche er bis zur Auflösung der Londoner Filiale im Jahre 1865, innehielt. Seine kostbare Freiheit hatte er allerdings wieder opfern müssen, doch ließ, nachdem er sich einmal eingelebt und eingearbeitet, sich auch ein zeitweiliger Erholungsaufenthalt an der See ermöglichen, von wo aus er, ab und zu einen Tag nach London reisend, eine Zeitlang die Geschäfte übersehen konnte.

Einer besonders herzlichen und dringenden Einladung seinerseits, im Sommer 1861 mit ihm und seiner Familie einige Wochen an der See zuzubringen, konnte ich zu meinem großen Bedauern wieder nicht folgen, da ich kurz zuvor meine Teilnahme an der in jene Zeit fallende Tonkünstlerversammlung in Weimar angemeldet hatte und mich gerade reisefertig machte. Nach seiner Heimkehr schrieb er, nachdem er erst die fesselnden, lebensvollen Scenen am Strande beschrieben:

„Wie oft haben wir bedauert, liebe Gisberte, daß es Dir nicht möglich war, alles das mit uns zu genießen! Es wäre doppelt schön gewesen, — denn ich war dieses Jahr nicht die Woche über in London und Einen Tag an der See, sondern umgekehrt so viel wie möglich an der See, (recht ein väterlicher Meergreis!) und nur ab und zu auf kurze Zeit in London. Nun, was jetzt nicht ging, muß ein andermal gehen! Ich gebe den Gedanken an ein Wiedersehen im nächsten Sommer nicht auf und freue mich unterdessen von Herzen, daß Du, während wir uns zum heurigen Strandlauf rüsteten, heitere und genußreiche Tage in Weimar verlebt hast.“

Trotz aller herzlichen Aufforderungen und trotz alles eigenen Wünschens war es mir erst im Spätsommer 1863 vergönnt, einmal wieder in der Häuslichkeit des Dichters einzukehren. „Komm, alte Tochter,“ schrieb er, und mächtig zog mich's hinüber zu einer Rast wiederum in seinem Heim, zu vertraulichem Aussprechen Auge in Auge, zu einem Wiedersehen nach fast sieben Jahren nur brieflichen Verkehrs.

Und wieder war es eine stille Zeit, ein nur selten durch einen gelegentlichen Besuch unterbrochenes Stillleben, welches ich, anfangs noch in Upper Homerton, auf einige Wochen mit den Geschwistern teilte, in welches aber der Umzug nach Lower Clapton eine stürmische Abwechselung brachte. 11 Portland Place war die letzte der drei Stationen, die in einem kleinen Halbkreis an einer Seite des Hackney churchyard gelegen, ihn zu der Aeußerung veranlaßten, daß er rund um den Kirchhof ziehe, bis man ihn schließlich hineinbringe.

Ich fand ihn, nach der langen Zeit, in der ich ihn nicht gesehen, bedeutend gealtert, namentlich stark ergraut, doch war er in seiner geistigen Frische, in seiner körperlichen Elastizität unverändert.

Ernster noch als sonst war der Abschied, der uns kein baldiges Wiedersehen verbürgte.

Der Sommer 1867 führte ihn endlich wieder nach Deutschland, nach Düsseldorf, Barmen, — Soest. Er hatte uns gebeten, ihn nicht am Bahnhof zu erwarten, da er jedes Aufsehen zu vermeiden wünschte und auf ihm

noch bekannten Garten- und Feldwegen war er bis an das Thor der Jacobistraße gelangt, in dessen Nähe wir wohnten. Tiefste Erschütterung sprachen seine Züge aus, als er zur brieflich bestimmten Zeit bei uns eintrat. Sieben und zwanzig Jahre waren verflossen, seit er zuletzt den Fuß auf die heimatliche Schwelle gesetzt, und welche Stürme verschiedenster Art hatte diese Zeit ihm und uns Allen gebracht! Sie waren verweht — und da stand er, Karolines Hand in der seinigen, einen fragenden, bittenden Blick auf sie gerichtet, den sie mild und freundlich erwiederte. Seine Frau, seine Kinder waren vor ihm dagewesen, — zuletzt kam er selbst. — Wie mußte ich der Strophen seines „Vorgefühl" gedenken.

„Ich kam zurück, ein müder alter Mann,
Mein Bart verwildert und mein Haar ergraut.

Wer grüßte mich? Wer nahm mir ab den Stab?
Weh, nicht mehr fand ich, die ich einst verließ!
Wo seid ihr? kommt! ich kehrte! — Gott, ihr Grab
War Alles, was ein neu Geschlecht mir wies!"

So wörtlich war es nun nicht in Erfüllung gegangen, nur Einer war auf Nimmerwiederkehr aus dem Kreise, den er verlassen hatte, geschieden; seit mehr als zwanzig Jahren deckte der Rasen eins der treusten, edelsten Herzen, die je geschlagen, das Bruder Karls. Und doch wie anders standen wir einander gegenüber! Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon bei der Erwähnung unseres ersten Wiedersehens „Am Höchsten" äußerte, daß in Augenblicken überwältigenden Gefühls sich uns das befreiende Wort so leicht versagt. Still müssen wir die Hochflut, die in den Herzen aufsteigt und sie zu zersprengen droht,

über uns ergehen, still sie wieder zurückkehren lassen in den ruhigeren Wellenschlag des täglichen Lebens.

Ueber die nächste Zeit kann ich füglich rasch hinweggehen, obgleich sie uns verhältnißmäßig oft zusammenführte. Im Jahre 1867 begleitete ich Freiligrath nach England, um einige Wochen mit ihm und seiner Familie an der Küste zu verleben und war dann auf eine besondere Veranlassung im Frühjahr 1868 noch einmal dort. Der Aufenthalt am Strande, in dem kleinen, noch recht primitiven Seaford, verlief besonders still, da Freiligrath nur ab und zu auf einige Tage herauskam. Er schien sich, wie immer recht bald wenn er nicht zu Hause war, so diesmal besonders nach seinem Studirzimmer, seinen Büchern zurückzusehnen, wozu auch wohl der geringe Comfort, den der erst im Entstehen begriffene, kleine Badeort, sowie die Schwierigkeiten, welche der noch ganz unkultivirte Strand dem Fußgänger bot, das ihrige beitragen mochten. Einiges Leben brachte Käthe's Verlobung in den Seaforder Bade-Aufenthalt, da nun selbstverständlich auch der „Pirat", wie Freiligrath seine beiden an der Ostsee heimischen Schwiegersöhne nannte, an jedem Sonnabend kam, um bis zum Montag zu bleiben.

In jene Zeit fällt das furchtbarste Gewitter, welches erlebt zu haben ich mich entsinne. Auch über London war es dahingegangen, und mein Bruder schrieb mir darüber bei der Mitteilung von der Ankunft eines westfälischen Pumpernickels, den ich von Soest aus für ihn mitgenommen und den wir in Rotterdam zurückgelassen hatten.

20 Aug. 1867.

Liebe Gisberte!

Er ist angekommen! Der Pumpernickel nämlich!

Gestern Abend 10 Uhr bei Blitz u. Donner u. Regen! Im besten Zustande u. schmackhafter, als ich, nach den Gewittern der letzten Nacht, im Stande bin zu schildern.

Wolfgang kam noch glücklich vor dem ersten Gewitter von seinem Rudergange nach Hause. Das war etwas vor 10. Gegen $^1/_2$2 kam dann der zweite Sturm und gegen 4 der dritte. Man lag im Bette wie in lauter Sheetlightning, u. der Donner grumbulirte sonor bis zum lichten Morgen. Dabei konnte der Greis denn natürlich nicht schlummern, (auch würde der Donner sein sonorstes Schnarchen übertönt haben) u. ist jetzt natürlich abermals wehrlos*) u. hat nur eben so viel Kraft, um Dir diese schuldige Pumpernickel-Meldung zu machen.

Wie habt Ihr denn geschlafen? War das Unwetter auch zu Seaford? Es stieg, am Abend wenigstens, im Südwesten auf u. ist darum auch wohl über Eure Häupter dahingezogen. Mögen gute Engel sie alle beschützt u. beschirmt haben!

Ich grüße das ganze Seaforder Freiligrathsnest tausend u. tausendmal auf's Treuste u. Liebevollste!

Kein Pirat in Sicht? Kein Falk u. Taubenräuber?

Dein und Euer

Ferdinand.

---

*) Er behauptete oft scherzend, daß er seine liebe Aelteste gar nicht fortgegeben haben würde, hätte der „Seeräuber" ihn nicht mit seiner Werbung bei der Hitze eines Hochsommertages in einem Zustande von Wehrlosigkeit angetroffen.

Die Rückkehr nach Deutschland, die dem Dichter durch die gänzliche Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, wie durch die Dotation, den durch die Freunde — Classen-Kappelmann, Ludwig Elbers, A. Boelling, Ernst von Eynern, Emil Rittershaus mit seinem schönen poetischen Aufruf*) und Andere — veranlaßten Ruf der ganzen Nation ermöglicht wurde, war schon zu Ende des Jahres 1867 eine beschlossene Sache. So stand, als ich ausgangs des Winters 1868 zum letzten Mal in der englischen Häuslichkeit meines Bruders einkehrte, die Uebersiedelungsfrage, wie die der Wahl des zukünftigen Wohnorts vorherrschend auf der Tagesordnung und da dieselbe lange Zeit eine schwebende war und blieb, sagte ich scherzend beim Abschied, daß sie, wenn sie ihre Habe gepackt, ihre Sandalen angelegt und ihre Pilgerstäbe ergriffen hätten, sich noch einmal auf Kisten und Koffern niederlassen würden, um die Beratung, wohin die Reise denn eigentlich gehen solle, von vorn zu beginnen. Des Dichters Schwanken war ja durchaus begreiflich. Die Rückkehr wurde für ihn nur dann zu einer eigentlichen Heimkehr, wenn er sich am Rhein oder in Westfalen niederließ und davon hielten ihn vorläufig schwerwiegende Gründe noch zurück.

Auch die kleine Reise, die er Ende Mai nach Barmen und dem Rhein unternahm, hatte keinen definitiven Entschluß in ihm reifen lassen, so daß die Abreise von England, am 24. Juni, in der That ohne einen solchen in's Werk gesetzt wurde. Einem Aufenthalt in dem Schwarz-

*) Gartenlaube Nr. 17, April 1867.

waldbade Rippoldsau, der Tochter Louisens wegen notwendig war, folgte im August eine vorläufige Niederlassung in Cannstatt und von dort aus eine Wohnungssuche in Stuttgart, wo Freiligrath sich endlich im November, nachdem der in London zurückgelassene Hausrat und die Bibliothek eingetroffen, wieder ein festes Heim gründete. Der Wunsch aber einer späteren Uebersiedelung nach dem Rhein ist immer in ihm rege geblieben.

Auch Louise hatte sich kurz nach der Verheiratung ihrer Schwester mit einem Vetter ihres Schwagers verlobt, doch hatte die Bewerbung den Vater insofern widerstandsfähiger gefunden, als er sich das Eigentumsrecht auf das jugendliche Töchterlein noch für ein weiteres Jahr vorbehielt.

In der freundlich gelegenen, möblirten Etage zu Cannstatt war es, wo ich im September 1868 auf der Durchreise nach dem Bodensee meinen Bruder und seine Familie, d. h. seine Frau, Tochter Louise und den Nesthaken — denn zu einem Häkchen war er zu lang geworden — Percy zu flüchtigem Besuch auf wenige Tage begrüßte.

Meine, jeden Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch nehmende Berufsthätigkeit in Soest, die sich auch nicht einschränken ließ, da in kleinen Städten die Musikstunden namentlich damals noch außerordentlich schlecht honorirt wurden, hatte meine Gesundheit erschüttert, und es war notwendig geworden, einen lohnenderen und einige Tagesstunden freilassenden Wirkungskreis zu suchen. Ein solcher wurde mir, als ich auf der Rückreise von London einleitende Schritte in Paris gethan, in einer der großen Erziehungsanstalten

für die katholische Aristokratie der „Dames du sacré coeur“ am Bodensee bei Bregenz angeboten. Nach anfänglicher Ablehnung gab ich schließlich dem Drängen der Vorsteherinnen, den Lockungen der glänzenden Bedingungen nach, verpflichtete mich jedoch vorläufig nur auf ein Jahr und wurde von Stuttgarter Freunden beredet, nach Ablauf desselben mich in Stuttgart niederzulassen. Trotzdem ließ ich mich drei Jahre an der „Riedenburg“ halten. Die wunderbar schönen Naturscenerien, die mir, trotz vieler Arbeit, jeden Tag wie einen Festtag erscheinen ließen, hatten mich mit ihrem Zauber umstrickt und erschwerten mir, neben rasch gewonnenen und wertgewordenen Freunden, den Abschied, so daß meine Uebersiedelung nach Stuttgart erst im Spätherbst 1871 erfolgte.

Soviel zum Verständniß meines späteren Verkehrs mit meinem Bruder und seiner Familie, die ich von da ab wohl häufig, doch fürs Erste immer nur vorübergehend, höchstens auf einige Tage, sah, da die großen Sommerferien mich immer nach Soest führten. Das Weihnachtsfest 1868, zu dem Freiligrath mir in alter Herzlichkeit eine Einladung zukommen ließ, brachte ich, einem früheren Versprechen zufolge, in Zürich, in der den Soester Meinigen und mir seit lange nah befreundeten Familie des Professor Dr. Alexander Kapp — früher am Gymnasium in Soest — zu, dessen geistvolle Gattin, besonders Karolinen freundschaftlich nahestehend, mir seit meiner Kindheit eine geliebte und verehrte mütterliche Freundin gewesen war.

Die Weihnachtskerzen, die ich vor Jahren so oft in den Räumen der alten Freunde brennen gesehen, versetzten, mit den altvertrauten Gesichtern umher, mich in die Heimat zurück, von der ich erst kürzlich mich schwer getrennt, und neben den gegenwärtigen tauchten die Züge Anderer auf, die, jetzt weit entfernt, früher diesem Kreise sich gesellt; so, neben den jüngeren Töchtern und den Söhnen des Hauses die schöne Louise Engels, die später als Gattin Friedrich Kapps dessen amerikanisches Exil teilte. Dieser alten Freundschaft hatte ich, viele ereignißschwere Jahre später, in Düsseldorf, die so wohlthuend warmherzige Aufnahme zu danken, die mir in dem gastlichen Hause des als Mensch wie als Denker gleich hochstehenden Professor Dr. Ernst Kapp und seiner geistig hochbedeutenden und doch so liebenswürdig hausfraulichen Gattin zuteil wurde.

Alexander wie Ernst Kapp haben auch zu meinem Bruder in durch mehrere Jahre sich hinziehenden Beziehungen gestanden, und zu der Freundschaft der beiden Soester Familien legte der Verkehr des Ersteren mit Freiligrath den Grund. Im Kapp'schen Hause war mein Bruder während seiner verschiedenen Besuche von Barmen aus in Soest ein stets willkommener Gast und lernte dort auch den jüngeren Bruder Ernst — bis 1849 Professor am Gymnasium zu Minden — kennen. Gleiches Denken und Streben, wie die große Bewunderung, welche die beiden Kapp dem Dichter zollten, bildeten das Band, welches die von gleichem Enthusiasmus für ideale Ziele beseelten Männer oft bis zu später Nachtstunde vereinigte.

Weder Alexander noch Ernst Kapp waren in direkter Weise in die acht und vierziger Bewegung verwickelt,

dennoch waren sie zu offen und entschieden mit ihrer Meinung hervorgetreten, als daß solches ganz ohne Wirkung auf ihre Stellung hätte bleiben können. Beengt in ihrem Wirken, ihren Aeußerungen, Unannehmlichkeiten und Kleinlichkeiten ausgesetzt, gaben Beide ihre Stellung auf. Professor Ernst wanderte mit seiner Familie schon 1849 nach Texas aus; Alexander zögerte bis zu Anfang der fünfziger Jahre und übersiedelte dann nach Zürich.

Die Veranlassung zum ersten Ausflug Freiligraths aus dem Schwabenlande bot im Juli 1869 das Fest des zehnjährigen Bestehens des Gesangvereins „Arion" in Bielefeld. Der Dichter erhielt eine Einladung zur Teilnahme an der Feier, wie zum Besuch seiner lippeschen Heimat, und sagte zu, da er glaubte, es handele sich lediglich um die Geselligkeit eines Abends und um einen genußreichen Tag im Teutoburger Walde. Nach seiner Zusage aber ließ der Verein zahlreiche Einladungen, namentlich an Freiligrath persönlich befreundete Dichter und Schriftsteller ergehen und gestaltete das Stiftungsfest zu einer glänzenden Freiligrathfeier, zu einer Bewillkommnung des Sohns der roten Erde in seiner engeren Heimat.

Daß der Dichter in seiner einfachen, schlichten Weise es nicht liebte, der Mittelpunkt rauschender Festlichkeiten zu sein, daß er, wenn es möglich war, jeder Huldigung auswich, ist oft genug erwähnt worden. Wie er im Jahre zuvor der großartigen Empfangsfeierlichkeiten hal-

der, die in Köln seiner warteten, und denen er von Rotterdam rheinauf ahnungslos entgegen gefahren, nur beklommenen Herzens und anfangs widerstrebend, seine Reise unterbrach, — so hoch alles herzliche und begeisterte Entgegenkommen ihn erfreute, so tief es ihn bewegte — so möchte er auch die Bielefelder Einladung abgelehnt haben, hätte er eine Ahnung von dem eigentlichen Zweck des Festes gehabt. Dennoch genoß er dankerfüllten Herzens die schönen, vom herrlichsten Wetter begünstigten Tage, die für ihn, mit allen Erinnerungen, die auf ihn einstürmten, reich an tief erregenden, reich aber auch an frohen, erhebenden Eindrücken der Gegenwart waren. Das in jenen Tagen entstandene Gedicht „Im Teutoburger Walde" legt Zeugniß davon ab.

Zwei Teilnehmer am Fest, Adolf Strodtmann und Julius Wolff, haben darüber berichtet und besonders hübsch ist des Letzteren Beschreibung der Fahrt nach Detmold: „In jedem Dorfe, durch das wir kamen, wurde Freiligrath mit Rede und Gesang und einem Ehrentrunke begrüßt. Ehrenpforten und Kränze spannten sich über den Weg, alle Häuser waren geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut. Am Grenzstein mit der Lippeschen Rose hielten wir Rast und lagen auf grünem Rasen unter breitästigen Eichen. Da war er glücklich in dem kleinen Kreise auf heimathlichem Boden, man sah es ihm an. Die Stadt Detmold hat wohl niemals in so glänzendem Festgewande, so reichem Blumenschmuck geprangt, wie an jenem Tage."

Auch unsere Mutter hatte als „Frau Freiligrath-Mutter" eine Einladung zu dem Feste erhalten, die sie

jedoch ihrer Krankheit und ihres hohen Alters wegen dankend abzulehnen gezwungen war. Den Sohn aber drängte es unter dem frischen Eindruck des Erlebten, nach dem Wiedersehen „des alten Wald's, der alten Haide" die treue Pflegerin und Hüterin seiner Kindheit wieder zu begrüßen, bei ihr die ernstfrohe Stimmung nachklingen zu lassen, die eigenes, schmerzlich schönes Erinnern so oft an diese Stätten zurückführte, welche sie niemals wiedergesehen, seit sie sie mit dem Gatten verließ. Nirgends wohl konnte ihm ein so inniges, mitempfindendes Verständniß für seine jüngsten Erlebnisse entgegen gebracht werden, als von den drei Frauen, von denen zwei seine Jugenderinnerungen teilten, wenn auch die dritte nur durch den Nebelschleier kindlichsten Erinnerns sich in die alte Heimat versetzen konnte.

Wie viel mag in jenen Stunden in dem traulichen Wohnzimmer des Hauses an der Jacobistraße von Detmold und von alten Zeiten geredet worden sein! —

Gerade einen Monat vor dem Feste hatte sich das dreißigste Jahr vollendet, seit Freiligrath zuletzt den Boden seiner Lippeschen Heimat betrat.

Acht Tage später sah ich ihn auf der Durchreise nach Soest — die, wie immer, durch eine mehrtägige Rast in seinem Heim unterbrochen wurde — in Stuttgart wieder, wo zu gleicher Zeit Adolf Strodtmann, der ihn auf der Heimreise bis Soest begleitet*), eintraf, und häufig bei dem Dichter einkehrte. Da die Unterhaltung der beiden Männer, vielleicht ab und zu durch meine

*) Ad. Strodtmann, „Dichterprofile", S. 61.

Fragen angeregt, sich mehrfach zu den eben erst durchlebten Tagen zurückwendete, erhielt auch ich einen Einblick in den Verlauf des Festes.

Am ersten Pfingstmorgen des Jahres 1870 überraschten mein Bruder und meine Schwägerin mich in meiner fast am Fuße des Gebhardsberges gelegenen ländlichen Wohnung bei Bregenz. Wenige Tage darauf folgte ihnen der damals in England weilende Sohn Otto, den sie für die Dauer seiner Ferien zu sich in die Villegiatur am Bodensee beschieden hatten. Da ich in meiner dortigen Behausung nicht zum Beherbergen von Gästen eingerichtet war, bezogen die Geschwister einige Zimmer in einem unmittelbar am See gelegenen, kleinen Hôtel und nun begann eine Reihe gemeinsamer, herrlichster Ausflüge, für die ich mich von meinen Berufspflichten frei machte.

Freiligrath war ein großer Natur-Enthusiast, doch gewährte ihm die schönste Landschaft nicht volle Befriedigung, wenn ihr das Wasser fehlte. Seine 1870er Villegiatur wurde durch diesen Mangel nicht gestört, denn außer dem See verleiht auch der kleine Gebirgsfluß, die Aach, einem Teil des weiter landeinwärts sich erstreckenden Bregenzer Gebiets besonderen Reiz. Im Frühjahr und Sommer sacht und freundlich wie ein schmaler Silberstreifen inmitten seines breiten, größestenteils trockenen Bettes dem See zufließend, wächst er im Herbst, wenn eine heiße Sommersonne ihm die Fluten geschmolzenen Eises aus den Gletschern zuführt, zu einem

mächtigen, imponirenden Strom, der tosend und brausend dem See zustürzt, sich mit donnerähnlichem Geräusch an der Brücke bricht, sie mit sich fortreißen zu wollen scheint und nicht selten Verderben drohend aus seinen Ufern tritt, Wege überflutend, Ortschaften trennend und Wiesen und Felder weit hinaus in einen zweiten See verwandelnd. Ich selbst habe das großartige Naturschauspiel, welches nach damaligen Berichten nach einem Zeitraum von 4 bis 5 Jahren sich regelmäßig wiederholt, im Spätherbst 1870 dort mit erlebt.

Nachdem wir vorerst den Gebhardsberg besucht und einige ziellose Streifereien durch Wald und Gebirg unternommen hatten, stiegen wir an einem schönen, klaren Nachmittag zur „Fluh" hinauf, einer weltabgeschiedenen, ganz von waldigen Schluchten und Höhen und sich hinter einander auftürmenden Bergspitzen und Bergkegeln eingeschlossenen, kleinen Hochebene. Schon der durch Matten, durch Laub- und Nadelwald führende Weg ist wunderbar schön, bei jeder Rast aber, die wir uns gestatteten, wurde auch der Rückblick schöner und großartiger, der später auf dem Heimweg bei'm Verlassen des dichten Waldes durch die Plötzlichkeit, mit der sich der herrliche Ausblick auf Land, See und Gebirge vor uns aufthat, geradezu überwältigend wirkte. Da ging das schöne Leuchten über des Dichters Züge, welches ich in gleichem Grade oft bei hohem Naturgenuß oder anderer froher Erregung an ihm bemerkt. „Vivat Gott", rief er, den Hut schwenkend und fügte, als er gewahrte, daß ein liebes, frommes, junges Frauchen in unserer Gesellschaft darob entsetzt zu ihm aufblickte, freundlich beschwichtigend hinzu: „Kann man ihn

denn besser loben, als wenn man ihm ein Hoch bringt, daß er alles so schön gemacht hat?“

Dann folgte eine einen ganzen Tag in Anspruch nehmende Fahrt durch den Bregenzer Wald bis nach Schwarzenberg. Die schöne Kunststraße, welche, damals schon seit einer Reihe von Jahren angelegt, dem Reisenden den Weg erleichtert, ist dennoch nicht ganz gefahrlos. Links erheben sich, hier und da fast senkrecht, die bewaldeten Höhen, rechts zieht sich, fast ohne Unterbrechung, die tiefe Schlucht hin, an deren anderer Seite der Wald wieder schroff aufsteigt. Der Weg, auf dem nur stellenweise Raum für die Begegnung zweier Wagen ist, hat manche so unvermittelte, scharfe Wendung, daß man eines sehr kundigen Kutschers und sehr sicherer Pferde bedarf, um nicht auf solcher Stelle durch einen Schritt zu weit vorwärts der Gefahr des Sturzes in die Tiefe ausgesetzt zu werden.

Es war ein wunderbar schöner Tag, und Freiligrath, dem das Bergsteigen, wohl zu seiner eigenen Ueberraschung, schon etwas schwer wurde, genoß die Fahrt in vollen Zügen. In dem kleinen Dorf Alberschwende, wo wir ein Frühstück einnahmen, fanden wir das uns angewiesene Zimmer mit einem Selbstportrait Angelika Kaufmanns geschmückt, welches der Stolz der Besitzer zu sein schien, die mancherlei von ihrer berühmten Landsmännin zu erzählen wußten. Weshalb uns die Kirche in Schwarzenberg nicht geöffnet werden konnte, die mehrere Bilder von der Hand derselben Künstlerin enthält, erinnere ich mich nicht mehr.

Am Abend des 17. Juni wurde unter dem Zeltdach des „Oesterreichischen Hofes“ angesichts des Sees, in ange-

regtem, kleinem Freundeskreise, des Dichters 60ster Geburtstag gefeiert. So froh, so rüstig, so lebenskräftig schien er — und nur noch so wenige Jahre waren ihm beschieden! —

Auch den See befuhren wir nach allen Richtungen, stundenlang an den schönsten der ihn umkränzenden Ortschaften verweilend und durchmaßen ihn zum Schluß auf einem mehrtägigen Ausflug in seiner ganzen Länge von Bregenz bis Constanz, besuchten von dort aus den Rheinfall, und von Constanz aus traten dann meine Geschwister mit Sohn Otto die Heimreise an, während ich an stillem, schönem Abend, allein, auf wenig besetztem Dampfer die wundervolle Rückfahrt machte, sacht durch Stille und Dämmerung und Mondschein den doch über alles herrlichen Bregenzer Gebirgsscenerien wieder zugleitend.

An der Landungstreppe erwarteten mich liebe Freunde, deren herzliche Begrüßungen mit so ärgerlichen Ausrufungen untermischt mir entgegen klangen, daß ich ob der widerspruchsvollen Tonarten fragend aufblickte. Ein prachtvoller, aus den seltensten Blüten gewundener Strauß wurde mir dann entgegengereicht, den ich weder durch einen Geburtstag noch durch sonst etwas zu verdienen mich entsann. Die Aufklärung wurde mir alsbald gegeben. Die junge Frau, welche sich vordem durch die cordiale Behandlung des lieben Gottes seitens des Dichters einen Augenblick unangenehm berührt gefühlt und doch auch dem Letzteren eine große Verehrung entgegenbrachte, hatte ihm den Strauß zum Abschied überreichen wollen. Leider hatte der Gärtner sich zu lange in die künstlerische Anordnung vertieft, so daß, nachdem sie ihn endlich in Händen hielt, das Ehepaar trotz großen Beeilens erst einige Mi-

nuten nach Abgang des Dampfers am Hafen anlangte. „Fast hätte ich in meinem Aerger die Blumen in den See geworfen,“ sagte sie, „mein Mann aber hielt mich zurück und nun sollen sie noch einige Tage Ihr Zimmer schmücken.“

Und das haben sie gethan. Die nur langsam ausklingende Feststimmung der genußreichen Tage haben sie mit ihrem Duft durchwürzt, — eine Blüte aber habe ich herausgenommen, um sie dem rechtmäßigen Eigentümer zu schicken.

Die ungewöhnliche Hitze des Sommers 1870, welche sich kurz nach der Abreise meiner Geschwister einstellte und in dem engen Stuttgarter Thal noch drückender sein mußte als anderswo, ließ sie den Gegensatz zu der kräftigen Gebirgsluft noch schärfer als sonst empfinden. Hatte Freiligrath mir gleich nach seiner Heimkehr geschrieben:

„Wir werden die herrlichen Tage, die wir mit Dir in der großen und doch so lieblichen Natur verlebten, sicher nicht vergessen“

und weiter:

„Die Rheinfallpartie ist Dir hoffentlich gut bekommen, und bist Du am Freitag Abend trocken und ohne Unfall in Bregenz wieder angelangt? Laß es uns bald wissen. Ich träume jetzt oft von Abgründen und dgl. u. war vorige Nacht auf dem besten Wege, in den Schwarzachtobel hinunter zu rollen.“

so folgten schon im zweiten Briefe, St. 11./7. 70 die Klagen über die Temperatur:

„Ida und ich danken Dir herzlich für Deinen willkommenen Brief, zählen aber auf Deine Nach-

sicht, wenn wir ihn heute nicht so ausführlich beantworten, wie wir es gewiß thun würden, wenn nicht seit einer Woche eine wahrhaft tropische Hitze hier herrschte, die Geist und Dintenfaß ausdörrt u. einen kaum noch nach Luft schnappen läßt. Es ist wirklich schlimmer als ich sagen kann. O, wie sehnen wir uns nach dem Bodensee, nach seinen Bädern, nach seinem wonnigweichen Anhauch!"

Der Abschied von dem liebenswürdigen, gemütstiefen, oft zu leichter Melancholie geneigten, aber dann doch wieder übersprudelnd heiteren Otto wurde ihm diesmal besonders schwer.

„Unsern lieben Otto hab' ich um Mitternacht zwischen Freitag und Samstag auf der Station nach Mainz entlassen. Von da wollte er den Rhein hinab bis Köln mit dem Dampfschiff und den gestrigen Sonntag mit Wolfgang zubringen. Gestern Abend dann weiter, entweder über Antwerpen oder über Rotterdam, je nachdem, wie die Schiffe gehen. Gott geleite den lieben, lieben Jungen! Der Abschied ist uns diesmal sehr hart geworden, u. er selbst, die gute, weiche Seele, war in Thränen aufgelöst, als die Mutter ihm noch einmal Lebewohl aus dem Fenster nachrief! Ach, wenn das Scheiden und Meiden nicht wäre in der Welt! Nun haben wir unsere fünf Kinder zerstreut und fern von uns, u. keine Stunde vergeht, wo man nicht an Alle denkt u. leise: God bless them! ruft. — — — — — —

Heute vor acht Tagen haben die hier lebenden Amerikaner ihr großes Nationalfest, den 4ten Juli,

(Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung) gefeiert. Ich war dazu eingeladen u. habe bei'm Bankett (gegen 300 Personen hatten sich dazu niedergesetzt) einen Toast in Versen ausgebracht, den ich Dir vielleicht bald gedruckt schicken kann. Zu bedauern war, daß in Folge einer Uneinigkeit in der amerikanischen Colonie, ein Theil derselben sich abgesondert hatte u. in Waiblingen eine Separatfeier hielt." — — —

Wie es häufig geschah, wenn er am Anfang seines Schreibens dessen Kürze ankündigte, wurde auch dieses, mit allen Hindeutungen auf kürzlich gemeinsam Erlebtes, mit Fragen und Aufträgen, ziemlich lang, so daß er schließlich hinzufügte:

„Der Brief ist doch ausführlicher geworden, als ich auf der ersten Seite dachte."

„Aber nun wirklich Ade! God bless you!
Immer in Liebe u. Treue
Dein
brüderlicher Greis.

Erst der Spätherbst brachte uns ein flüchtiges Wiedersehen. Der deutsch-französische Krieg, der kurz nach unserem Abschied hereinbrach, verhinderte mich, auf meiner sommerlichen Heimreise den Weg über Stuttgart zu nehmen, und nicht ohne Schwierigkeiten mancherlei Art erreichte ich nach fünf Tagen, anstatt nach zweien, die Heimat. Wer damals in den Gegenden gereist ist, durch welche die Truppen befördert wurden, weiß, wie man oft nur mit genauer Not in einem Zuge Aufnahme fand,

wie man da, wo der Personenverkehr ganz aufgehoben, lange Strecken zu Wagen zurücklegen mußte.

In Soest erreichten uns die herrlichen Lieder des Dichters, zu denen ihn das einheitliche Vorschreiten Deutschlands, die blutigen Kämpfe, die Siege der deutschen Truppen begeistert. Erschienen sie in Blättern, welche die Meinigen nicht hielten, so wurden sie uns fast noch in der Stunde ihres Eintreffens in's Haus geschickt. Eines Morgens traf ich unsere Mutter, welche die Tage gewöhnlich auf einem Ruhebett liegend zubrachte, sitzend in unbequemster Haltung über das an ihrer Seite befindliche Tischchen gebeugt. Die 78jährige, kranke Frau, der das Schreiben unendliche Mühe machte, war eifrig damit beschäftigt, „Die Trompete von Gravelotte" abzuschreiben. Als ich, die Erschöpfung fürchtend, die darauf folgen mußte, ihr zuredete, sich doch nicht damit abzumühen, da Ferdinand die Gedichte ja immer bald schicke, oder mich für sie schreiben zu lassen, sagte sie eifrig: „Ach, laß es mich doch thun, es macht mir solche Freude und ich möchte es jetzt gleich haben."

Ich reiste später als gewöhnlich zurück. Der Weg über Stuttgart war frei, jedoch konnte ich mich nur wenige Tage dort aufhalten, in welche auch die unvermutete Ankunft meines ältesten Neffen, Wolfgang, fiel, der fieberkrank von Chateau-Thierry heimkehrte und als ich abreiste, noch das Bett hüten mußte.

Das Weihnachtsfest 1870 und fast das ganze erste Vierteljahr 1871 brachten Freiligrath und seine Frau in Foresthill bei den dort verheirateten Töchtern zu. Erst zu Ostern 1871, kurz nach ihrer Rückkehr, verlebte ich

wieder einige Tage mit ihnen, die im Ganzen wohl still, aber doch weniger still, als in England verflossen, da immer an dem einen oder anderen Abend eine kleine, angeregte Geselligkeit sich um den Theetisch versammelte. Da erschienen am häufigsten der meinem Bruder als Freund am nächsten stehende, immer zu seinen Scherzen aufgelegte Ludwig Walesrode, Dr. Wilhelm Vollmer mit seiner oft geradezu übersprudelnden Laune, Professor Georg Scherer, die deutsche-russische Familie Halske, Edmund Höfer mit seiner Gattin, denen sich hin und wieder Andere, Einheimische oder auf der Durchreise befindliche Auswärtige gesellten.

So traf ich dort zu verschiedenen Zeiten Adolf Strodtmann, Berthold Auerbach, den französischen Schriftsteller Victor Cherbuliez, Wilhelm Lübke, Moritz Carrière, der eingehend und fesselnd die damals schwebende Streitfrage über die Holbeinsche Madonna erörterte, Ferdinand Gregorovius mit seiner tiefen Gelehrsamkeit und seiner Verachtung der deutschen Weintrauben, Otto von Leixner und Andere.

Die Begegnung mit Auerbach war charakteristisch. Ich hatte immer gewünscht, ihn persönlich kennen zu lernen, und oft geäußert, daß es mir, nach der eingehenden und genußreichen Beschäftigung mit seinen Werken eintretendenfalls unmöglich scheine, ihn als einen Fremden zu begrüßen, daß ich mich vielmehr gedrungen fühlen würde, ihm, wie einem alten Freunde, die Hand zu reichen. Und fast so geschah es.

Es war in Stuttgart an einem Herbstabend des Jahres 1869. Meine Geschwister waren von einem Ausgang noch nicht zurückgekehrt, und ich saß allein, in

die Lektüre des kurz zuvor erschienenen „Ein Landhaus am Rhein" vertieft, im Empfangzimmer. Es wurde geschellt und dem „Herr und Frau Berthold Auerbach" meldenden Mädchen folgten sie auf dem Fuße. Freudig überrascht trat ich ihnen entgegen und stand im ersten Augenblick wortlos, das Buch in der Linken, die Rechte Auerbach reichend, der sie mit herzlich freundschaftlichem Druck umfaßte. Sein scharfer Blick hatte ihn rasch über meine Lektüre orientirt und seine ersten Worte waren: „Wie gefällt's Ihnen?" Ich konnte ihm noch nicht sagen, daß ich mich einigermaßen enttäuscht fühle, da ich das Buch erst eben zur Hand genommen, doch folgte eine halbe Stunde angeregter Unterhaltung, in der das ganze herrliche, warmherzige Gemüt des Dichters zutage trat. —

Freiligrath stand dem Verfasser der „Dorfgeschichten" seit Jahren freundschaftlich nahe, wennschon er nicht blind für seine kleinen Schwächen war. Wie sehr er ihn schätzte, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß er ihm seine Meinung über seine Werke, sei es tadelnd oder lobend, immer unumwunden aussprach. So in Beziehung auf die neuen Dorfgeschichten: „Dieses prüfende Hinabsteigen in die Tiefen der unverbildeten Menschenbrust, diese feine, sichere Seelenmalerei sollen sie Dir erst noch nachmachen*)," und in Beziehung auf „Waldfried": „Deine Menschen bekomplimentiren sich zu viel, wenn sie etwas Gutes oder Gescheidtes gesagt haben. Ist das ein verständnißinniges Anblicken, ist das ein Umarmen und Küssen

*) Buchner, Bd. 2, S. 283.

und Händedrücken nach jedem bedeutenden Wort! Und Heinrich der Alte nimmt von Allem treulich Act. Meinem Gefühl widerstrebt das*)."

An jenem Abend kehrte der sonst so pünktliche Dichter später als gewöhnlich heim und traf zu seinem großen Bedauern den Freund nicht mehr; verlebte jedoch am folgenden Tage noch eine Morgenstunde mit ihm in seinem Hôtel. —

Freiligrath, der in kleinem Freundeskreise sich zwanglos gehen ließ, überließ in größerer Gesellschaft gern Anderen das Wort, wußte dann aber durch gelegentlich hingeworfene Bemerkungen sein wirkliches oder freundliches Interesse an der Unterhaltung in einer Weise kund zu geben, die seine Schweigsamkeit nicht auffallend erscheinen ließ.

Am letzten Abend meines vorerwähnten Besuchs bat ich ihn, mich am nächsten Morgen nicht nach dem Bahnhof zu begleiten, da ich schon früh um 5 Uhr abreisen mußte, um in Friedrichshafen den Dampfer nach Bregenz nicht zu verfehlen, doch wollte er es sich nicht nehmen lassen, mich zu wecken — er war bei solchen Gelegenheiten immer der Wecker in der Familie — und den Frühkaffee mit mir zu trinken. Nichtsdestoweniger erschien er am Morgen nicht. Ich hütete mich auch, ihn zu wecken und schlich leise in Begleitung des Dienstmädchens aus dem Hause. Das hatte ihn doch verdrossen, namentlich, da er fast die ganze zweite Hälfte der Nacht, in der Unruhe, sich nicht zu verschlafen, durchwacht hatte, schließ-

*) Buchner, Bd. 2, S. 446.

lich wieder eingeschlafen und erst um ein Viertel vor Fünf, wohl gerade, als ich das Haus verließ, aufgewacht war.

„Ich fuhr wie der Blitz in die Kleider," schrieb er, „(ein etwas dicker Blitz, wirst Du sagen) und fand im Wohnzimmer nur noch das gebrauchte Kaffeegeschirr. Nun, „das närte Mal", wie die Schwaben sagen."

Kurz nach meiner Rückkehr in mein Bregenzer Heim trat einst Alfred Meißner — der unlängst in Bregenz sich eine Häuslichkeit gegründet und mit seinem Schwager und Freunde Robert Byr in dem oberen alten Stadtteil ein interessantes, altes Haus bewohnte, welches eine entzückende Aussicht über den See gewährte — in einiger Aufregung bei mir ein. Er teilte mir mit, daß er am Tage zuvor in Lindau gewesen sei und auf der Rückfahrt in einigen auf dem Dampfer vorgefundenen Zeitungen geblättert habe. Erst zu Ende der Fahrt sei ihm ein Gedicht unter Freiligraths Namen aufgefallen, welches er nur noch in höchster Eile habe durchlesen können, da die Glocke das Zeichen zum Verlassen des Bootes gegeben. Das Gedicht sei geradezu eine Verhöhnung aller kürzlichen glorreichen Errungenschaften der deutschen Nation und stamme keinenfalls aus der Feder Freiligraths, der die Autorschaft öffentlich zurückweisen müsse. Ich benachrichtigte meinen Bruder sofort und erhielt ebenso rasch die Antwort, daß er natürlich ein solches Gedicht nicht verfaßt habe, daß ich aber versuchen solle, ihm das corpus delicti zu verschaffen. Das war nun nicht so leicht, da Meißner sich weder des Namens noch der Herkunft des Blattes erinnerte. Dennoch hatte ich, durch

freundliche Hülfe, nach einigen Tagen das Gedicht in einer Abschrift aus einem St. Gallener Blatt in Händen. Ich erhielt es, als ich gerade im Begriff war, hinauf — d. h. nach der Burg — zu gehen und hatte nur Zeit, einen flüchtigen Blick darauf zu werfen, wobei ich aber gleich den Eindruck hatte, daß es merkwürdig bekannt und Freiligrathsch klinge, so daß mir fast ein Zweifel kam, den aber ein ebenso flüchtiges Weiterlesen, wie meines Bruders eigene Versicherung, wieder beschwichtigte. So steckte ich es rasch in ein Couvert, adressirte und nahm es selbst mit zur Weiterbeförderung, ohne es zu Ende gelesen zu haben. Ein humoristischer Brief traf darauf ein. Wohl sprach der Dichter seinen Unwillen über diesen boshaften Mißbrauch seines Namens aus, fügte aber hinzu:

„Doch hat mich Dein verdammendes Urtheil sehr amüsirt, denn die Verse — sind allerdings von mir! Freilich durch Druckfehler und Veränderungen (resp. Verschlimmbesserungen) sehr entstellt. Zudem sind sie aus zwei verschiedenen, noch dazu in verschiedenen Versmaßen geschriebenen Gedichten zu Einem Ungeheuer zusammengeflickt worden. Das Perfide des Abdrucks in den Schweizer Blättern liegt zumeist darin, daß man den Leser glauben machen will, als habe ich die Verse jetzt, auf die augenblickliche politische Situation gemacht, während sie doch am 26sten Februar und 25sten März 1848 niedergeschrieben wurden. Du findest die betreffenden beiden Lieder unentstellt in ihrer ursprünglichen Form auf Seite 159 und 165 des dritten Bandes meiner Gesammtausgabe."

Mir selbst ist das Machwerk, außer jenem flüchtigen Einblick, nicht wieder zu Gesicht gekommen.

Im Herbst 1871 übersiedelte ich nach Stuttgart, um schon nach wenigen Wochen nach Soest an das schwere Kranken- und Sterbebett unserer Mutter gerufen zu werden. —

Es konnte kein Zweifel darüber aufkommen, daß wir sie verlieren würden. Auch meines Bruders Gedanken weilten mit Liebe und Sorge bei der schwer Leidenden, bei uns.

„Ich bin täglich und stündlich bereit, zu Euch zu kommen, vorausgesetzt, daß mein Besuch unser Mütterchen nicht in eine ihr möglicherweise schädliche Aufregung versetzt," — — — schrieb er am 17. Januar, „ich küsse die lieben Hände, die mir, dem mutterlosen Knaben, so viel Liebe u. Güte u. Treue allzeit erwiesen haben."

Wir konnten, wir durften ihn nicht veranlassen, da jede Erregung ein plötzliches Erlöschen befürchten lassen mußte. —

Zu ihrer Beerdigung am 27. Januar 1872 war Freiligrath zum letzten Mal in Soest.

Gegen Ende Februar kehrte ich nach Stuttgart zurück, die dort begonnene Berufsthätigkeit wieder aufzunehmen,

und kehrte vorerst, wie auch im Herbst, in meines Bruders Hause ein, um mir von dort aus nach Bequemlichkeit eine eigene Häuslichkeit einzurichten.

Es kam nicht dazu, da ich, nachdem ich erst eben einen Anfang gemacht, erkrankte und für lange Zeit auf jede musikalische, wie jede andere Thätigkeit verzichten mußte.

Der 17. Juni 1872 war der letzte Geburtstag des Dichters, den ich mit ihm feierte. Erst gegen Ende desselben Monats unternahm ich die Reise nach Soest. Freiligrath begleitete mich bis Coblenz. Nachdem wir in Mainz übernachtet hatten, verabschiedete er sich am Coblenzer Bahnhof von mir, da er noch selbigen Abends wieder in Stuttgart einzutreffen und zu dem Zweck einen gleich nach jener Richtung gehenden Zug zu benutzen wünschte. Ich folgte ihm mit den Augen, bis er sich in der Menge verlor. Die Glocke gab das Zeichen, der Pfiff ertönte, — da stand er plötzlich wieder an meinem Kupee, mir noch einmal die Hand zum Abschied reichend. Ein nochmaliger, fester Händedruck, von einem seiner unendlich treuen, liebevollen Blicke begleitet und — ich hatte ihn zum letzten Mal gesehen. —

Das Jahr 1873 traf ihn mit hartem Schlag. Am 1. März wurde ihm der zweite Sohn, der lebensfrische, liebenswürdige Otto, durch den Tod entrissen. Lange konnte der tiefgebeugte Mann sich nicht von der ersten, gewaltigen Erschütterung erholen, in die ihn das plötzliche Scheiden dieses geliebten, jungen Lebens versetzte. Im April ging er mit seiner Frau und der nach Otto's Tode zu den Eltern geeilten Tochter Käthe wiederum

nach England, wo sie, anfangs bei den Töchtern, später in Walton on the Naze, Essex, bis zum September verweilten.

In den Sommer 1874 fiel der Umzug nach Cannstatt.

Ich selbst hatte die beiden ganzen Sommer 1873 und 1874 in Oeynhausen zugebracht, wo Karoline und meine Schwester abwechselnd bei mir weilten. So waren beide Jahre einem Wiedersehen nicht günstig. Die im Frühjahr 1875 eintreffende Nachricht von seinem Unfall auf der Pferdebahn versetzte uns anfangs wohl in Sorge, die er aber selbst beschwichtigte, indem er beruhigend darüber schrieb. Dennoch fürchteten wir, daß ein längeres Liegen nachteilig auf seine Gesundheit wirken könne, da er täglicher Bewegung in frischer Luft so sehr bedurfte, und leider erwies sich auch bald, wie sehr begründet diese Befürchtungen gewesen waren.

Der Aufenthalt im Prättigau schien jedoch die gesunkenen Kräfte wieder zu heben. Seine Briefe waren wieder froher, vertrauensvoller, ja, so wohl fühlte er sich schließlich dort, daß er noch für den Herbst eine Reise nach Soest plante. Jedoch hatte sich, als ich schrieb, daß er uns hochwillkommen sein würde, sein Befinden schon wieder verschlimmert, und der Gedanke mußte aufgegeben werden.

Still verfloß uns der Anfang des Winters. Wir dachten des fernen Bruders mit Sorge, doch nicht mit jener bangen Sorge, die uns erfüllt haben würde, hätten wir von der Lebensgefährlichkeit seines Zustandes eine Ahnung gehabt. Erst sein Weihnachtsbrief steigerte unsere Unruhe. Die Schwermut, die aus jeder Zeile sprach,

die ernste, stille, gehaltene Klage, hatten etwas ungemein Ergreifendes, welches selbst nicht abgeschwächt wurde durch die Hinzufügung:

„Doch will ich den Muth nicht verlieren. Der Arzt findet mich langsam bessernd und meint mir möglichst vollständige Genesung für's Frühjahr in Aussicht stellen zu können. Darauf will ich mich denn verlassen und den alten Kopf nicht gar zu sehr hängen lassen.

Inniger noch und wärmer als sonst klang der Schluß dieses letzten Weihnachtsgrußes durch die Hinzufügung weniger Worte:

„Heute Abend um die Zeit des „Gloria in Excelsis" bin ich im Geiste bei Euch und in der lange vergangenen, alten Zeit, Ihr Lieben!"

Und wie er am Coblenzer Bahnhof noch einmal zurückkehrte zu wiederholtem Händedruck, so auch jetzt brieflich:

„Noch einmal:

Fröhliche Weihnachten!

Euch und Karoline und allen lieben Schwollmanns!

Ohne Wandel
Euer alter treuer
Bruder
Ferdinand."

Das neue Jahr brachte, außer den wiederholten Vertröstungen der Aerzte auf das Frühjahr, keine besseren Nachrichten. Dann tagte nach einem längeren, beunruhigen-

den Schweigen der 18. März. „Endlich der letzte Tag des Wartens und der Ungewißheit," sagte ich mir, denn für den nächsten Morgen konnten wir das Eintreffen eines Briefes mit Sicherheit voraussetzen.

Und der Brief kam, — schon am Abend des 18., von meiner Schwägerin geschrieben und keine Besserung kündend. Demselben beigefügt war ein seiner Frau in die Hand diktirter Geburtstagswunsch für mich, mit seinen letzten, treuen Grüßen an uns, denen er mit eigener, zitternder Hand seine Namensunterschrift hinzugefügt. —

Ehe uns aber dieser letzte Gruß erreichte, war, schon am Morgen, das Telegramm mit der Nachricht seines Hinscheidens eingetroffen. —

Die Jahre verrauschen. Lange schon schläft er auf dem Uffkirchhof zu Cannstatt seinen letzten, traumlosen Schlaf. Dem Dichter sind Kränze und Nachrufe in Fülle geworden, und seine Werke sichern ihm ein dauerndes Gedenken im Herzen seines Volks. Doch nicht dem Dichter gelten meine Zeilen. Sie sind geschrieben, um das Bild des Menschen zu vervollständigen, welches namentlich betreffs früherer Zeiten, noch manche Lücke bot.

Daß das Dunkel, welches so lange über seiner Jugend lag, so schwer zu lichten schien, hatte seinen Grund vorzugsweise in ihm selbst. Der Riß, der durch die Art seiner Trennung von Karoline, durch die Familie ging, traf gerade in die Zeit seines rasch aufsteigenden Dichter=

ruhms, eine Zeit, die ihn mit einer Menge von Menschen zusammenführte, welche ihm ihre Bewunderung zu äußern, ihm näher zu treten wünschten. Daß ihrer Viele, — und wohl die Meisten, bei'm Hinweis auf seine Vergangenheit einer Verschlossenheit begegneten, die ihm sonst nicht eigen war und die sie nicht verstehen konnten, ist ja natürlich. Ihm selbst konnte die Erinnerung an das früher so glückliche Familienleben und die nun aufgegebene Heimat, an den Druck, der über allem persönlichen Verkehr der letzten Jahre mit den Seinigen lag, die ihm doch so teuer waren, nur unsäglich schmerzlich sein, und wollte und konnte er nicht darüber reden, so war auch ein mehr als flüchtiger Hinweis auf seine Kindheit unmöglich, da ein solcher zu leicht in die Jahre seiner inneren Kämpfe hinübergeleitet hätte. Möglich auch ist es, daß ab und zu ein auf solche Fragen hingeworfenes, unmutiges Wort falsche Voraussetzungen hervorrief und befestigte. Ist doch eine solche Zeit, wenn sie sich durch Jahre hinzieht, nur zu sehr geeignet, die Beteiligten einander mehr und mehr zu entfremden, bei'm zeitweiligen Zusammenleben jede gemütliche Erhebung, jede geistige Entfaltung zu hindern. Wie die Liebe den geliebten Gegenstand idealisirt, so verfällt die erloschene Liebe, namentlich, wenn sie sich selbst den Zwang eines künstlichen Fortlebens auferlegt, sicherlich in das Gegenteil, sie hat den richtigen Maßstab der Würdigung verloren und bei einer so feinfühligen Natur, wie die Karolines, konnte diese Wahrnehmung den auf ihr lastenden Druck nur verstärken.

Als die schwere Zeit mit ihren Nachwirkungen überwunden war, trat Karolines geistige Elastizität wieder

in ihre Rechte. Ihre Tage gehörten in selbstlosester Liebe und Thätigkeit den Familien ihrer beiden Geschwister und einer umfassenden Armenpflege, ihre Abende wohl ab und zu einem engeren Kreise freundschaftlicher Geselligkeit, doch gewöhnlich einer ernsteren Lektüre, die neben gediegener schöngeistiger Litteratur auch Werke wissenschaftlichen Inhalts einschloß. Sie war eine ernst-heitere, furchtlose Denkerin geworden.

Auch meinem Bruder entfernte die Zeit mit leiser, aber sicherer Hand den Stachel, den der eigene, langjährige, ob auch aus reinsten Motiven hervorgegangene Irrtum in seinem Herzen zurückgelassen, und als sie versöhnend und ausgleichend über die Wirrsale jener Zeit hinweggeglitten, da konnte auch sein Erinnern wieder ruhiger und freier zur Vergangenheit zurückkehren.

Daß Freiligrath kein Menschenkenner war, ist oft genug betont worden. Es ging ihm aber auch, mit wenigen Ausnahmen, das rasche, sichere Erfassen der Seelenstimmungen Derer, die ihm näher standen, ab, welches manchen feinfühligen Naturen in so überraschend hohem Grade eigen ist. Die Ursache dieses Mangels — wenn diese Bezeichnung hier überhaupt zulässig ist — mochte wohl in seiner Dichternatur liegen, die mehr der Stimme der eigenen Fantasie, dem eigenen Denken lauschte, als den Eindrücken der Umgebung zugänglich war, besonders, wenn Letztere sich der Beobachtung nicht klar legten.

Wußte er aber von zu berücksichtigenden Stimmungen, so konnte Niemand zarter, feinfühlender, taktvoller sein, als er. Auch Kranken gegenüber äußerte sich diese Zartheit in schöner Weise, und es war rührend und ergrei-

fend, die vorsichtig beherrschten, leisen Schritte des stark-gebauten Mannes — der trotzdem niemals schwer auftrat — bei'm Betreten eines Krankenzimmers zu sehen.

Der erste, unmerkliche Anfang der Entwickelung des Uebels, welches seinen Tod herbeiführte, fand wohl schon im Jahre 1870, wenn nicht noch früher, statt. Freilich können die leichteren Beklemmungen, die ihm damals schon das Bergsteigen erschwerten, nur in der Erinnerung, im Anschluß an die Folgen, zu dieser Voraussetzung berechtigen, denn in seinem Aeußeren war damals noch keine Veränderung wahrnehmbar. Im Herbst 1871 und im Winter und Frühjahr 1872 jedoch, fand ich des Morgens vor dem Frühstück sein Aussehen außerordentlich welk, matt und angegriffen, so daß ich ihn einige Male fragte, ob er sich irgendwie leidend fühle. Er verneinte so unbefangen, und im Laufe des Tages stellte sich auch so ganz die gewohnte Frische wieder ein, daß meine Sorge dadurch beschwichtigt wurde.

Als im Mai 1875 der wegen der Verletzung am Schienbein herbeigerufene Arzt auch sogleich zu einer Untersuchung des Herzens schritt, mußte das Leiden schon ziemlich vorgeschritten sein, da es sich dem ärztlichen Blick ohne Mitteilung enthüllte. Der von da ab so rasche Fortschritt der Krankheit ist wohl durch den Unfall auf der Pferdebahn herbeigeführt, der schroff ändernd in seine gewohnte Lebensweise eingriff.

Ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß er, wenigstens zeitweise, von der Gefährlichkeit seines Zustandes vollkommen überzeugt war. Deutet doch auch die Bitte an Gattin und Schwägerin, ihn keinen Augenblick

allein zu lassen, darauf hin, daß er ein plötzliches Ende für möglich hielt.

Es ist ihm geworden. Sanft und rasch wurde er weiteren Qualen, wie sie sich gewöhnlich im Gefolge dieser Leiden einstellen, entrückt, — sein Name aber ist jenen Namen gesellt, die, durch alles Werden und Vergehen, den kommenden Zeiten Kunde geben von der geistigen Blüte der vergangenen.

J. C. C. Bruns, Minden.

Freiligrath, Gisberte

Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths

Minden i. W. 1889